Wanderungen und Schickſale

des

Pater Abilgard.

von

Fr. L. Lindner.

Zweytes Bändchen.

Jena,

bey I. G. Voigt 1798.

Landesbibliothek
Coburg

Wanderungen und Schicksale

des

Pater Abilgard.

Erstes Capitel.

Mathilde wand sich sanft aus Abilgards Armen. „Vergiß mein nicht!„ sagte sie, und eher er sie von neuem an sein klopfendes Herz drücken konnte, war sie entflohen. Er sah sich allein, aber alle Genien der Liebe umgaukelten ihn unsichtbar im Zauberkreise. Die schöne Musik war verhallt; es lebte nur die Stille der Nacht. Auch über seine Lippen kam kein Wort; doch laut und feierlich sprach seine Seele in tausend süßen Tönen zu allen Sternen, die über ihm glänzten. Er eilte hinaus ins Freye, seine Brust zu erleichtern, daß er die Liebe ertragen lerne.

Er athmete vergebens nach Luft, erstickte Seufzer preßten ihm das Herz immer enger zusammen. Er lief hinaus, unter die dunkeln Bäume, die nach der Laube führen. Dicht und schauerlich breiteten sich die belaubten Wipfel über ihn aus. Die Finsterniß ward fast undurchdringlich, und oft lief er gegen die Stämme an. Er erreichte noch einen schmalen Gang, der zwischen grünen Wänden fortschlich. Hier blitzten die Sterne einiges Licht in die Gegend. Doch irrte Abilgard, indem er auf einer andern Seite des Parkes zu seyn glaubte. Alles erschien ihm neu durch diesen Irrthum, wie er sich selbst durchirrt und neu empfand.

„Ihre Lippen haben auf den meinigen geruht!" rief er mit bebender Stimme. „Ach der Kuß giebt mir den Tod. Was bin ich? Warum zittre ich? Ich biu unglücklich durch mein Glück. Ich fürchte, die Wonne führt mich in den Tod!"

Er kam zur Laube, ohne die Art wie er hingekommen, zu begreiffen. An der Stelle, wo Mathilde diesen Morgen vor ihm stand, und ihm die schönen Blumen reichte, wurden plötzlich

alle seine Kräfte wie losgeschlagen. Er fiel nieder, weinte, rang die Hände, und schien mit dem Glück zu kämpfen, ihm seine schönste Krone zu entwinden. Was er dabey empfand ist unaussprechlich. Seine Thränen floßen auf die Erde, das hohe Gras drängte sich an seine Brust, und die namenlose unbefriedigte Sehnsucht, die den beßern Menschen durchs Leben begleitet, reichte ihm einen vollen Becher des concentrirtesten Trankes, aus allen Blumen, die sie selbst erzieht und nähret.

Er sprang auf, und lief, von Träumen verfolgt, durch die einsamen Gänge des Parkes. Ach, der Liebende hoffte sein Glück zu begegnen.

Er mußte lange abwesend gewesen seyn, denn als er zurück kam, war alles stille im Schloße. Die Gesellschaft hatte sich zum Theil in die Schlafzimmer zurückgezogen; die nahen Nachbaren waren nach Hause gefahren.

Durch Mathildens Fenster sah Adilgard Licht. Seine Ruhe war hin.

Er trat in sein Zimmer, und zwey Lichter, die vor dem Spiegel standen, leuchteten matt

ihm in der Verdoppelung entgegen. Das glimmende Tocht ragte lang hervor. Mit verschränkten Armen blieb Abilgard in der Mitte des Zimmers, und sah starr vor sich hin; auch das trübe Licht blendete seine verweinten Augen. Er trat hinzu, und wollte sie eben auslöschen, als er auf dem Tische die versprochene Dose, mit dem Bildnisse seines Lehrers, fand. Die Erscheinung der Dose schien ihm nicht unerwartet, doch küßte er das Bildniß, und sagte: „Villars mein Freund, mein Vater, auch du würdest mir jetzt nicht helfen können.“ In dem Augenblick erblickte er zugleich ein Papier auf dem Tische, das, wie er glaubte, von derselben Hand, die ihm die Dose geschenkt, hergelegt seyn müßte. Er öfnete es und las:

„Vor allen Dingen lerne der Mensch sich selbst achten, er entschließe sich zu einem steten Zusammenhang in seinem Thun und Empfinden. Ehe er ein Werk schöner Bildung in seinem Innern aufbauen kann, muß er ein Fels seyn, der keiner Last des Lebens weiche, keinem Wellenschlag der Eitelkeit sich gefällig

anschmiege; jede Woge schlage an seinem Herzen wie an einer Brandung an, und stürze zurück in das Meer, das sie gebohren. Treue, Wahrheit und Ernst, — diese nur führen sicher durchs Leben, diese nur können den innern Frieden sichern. Was der Mensch ernstlich will, das muß er können. Klarheit sey in seiner Seele, Liebe in seinem Herzen, Güte in seinem Thun und Reden. Stille Sammlung der Empfindung macht ihn reich, äußere Zerstreuung vernichtet sein Wesen. Wer die Menschen beobachtet, befruchtet sein Herz, wer sich überall vor ihnen sehen läßt, bricht die Früchte des Lebens oft vor der Reife. Er maaße sich nicht an zu Tage zu fördern, was die Natur noch im Innern seines Busens verschlossen hält. Es kommt die Stunde, da das Schicksal die verborgensten Tiefen aufdeckt. Darum rede er nie, um sich zu zeigen; sondern um unter den großen Haufen seine Brüder aufzusuchen. Die menschliche Gesellschaft liegt vor uns wie ein Berg, wir müssen mannigfaltige Anstalten machen, um in sein Inneres zu dringen, und die Goldadern in der rohen Steinmasse aufzufinden. Oft finden wir gediegenes Metall, öfterer müssen wir es erst

in die Schmelzhütte bringen; — nur der Kenner weiß schon das rohe Erz vom unnützen Stein zu unterscheiden.“

„Sich die allgemeine Pflicht denken ist leicht, und der gute Mensch empfindet sie oft; aber im Einzelnen sich wahr und consequent erhalten, erfordert Uebung und ruhigen Verstand, heilige Vernunft.“

„In der Einsamkeit ist der gute Mensch immer schuldlos und wahr, nur die Gesellschaft macht ihn schuldig und täuschend. Darum sey seine gröste Sorge, sich im Taumel der Menge nicht zu verirren; mit gesammleten Geist ein Zuschauer des großen Schauspiels zu seyn. Am Ende sind alle öffentliche Thaten nur um der Zuschauer willen vollbracht; ihres Beyfalls sich zu versichern, opferte mancher sein Leben. Und doch war alles nur Eitelkeit. Die Weltgeschichte nennt keine große That, — denn nur in unbemerkter Stille ist sie möglich.“

„In günstigen Augenblicken kann jedes Lämpchen hell auflodern, eine dauernde Gluth

ruht nur im Schooße der Erde. Ewig wirkt sie da das bunte Leben auf ihrer Oberfläche. So ist nun der Mensch gebildet, der aus der Tiefe seines warmen Herzens außer sich wirkt, in tausend Formen, ohne die Kraft zu zeigen, die erwärmt und belebt. Wie der feuerspeiende Berg die Felder um ihn her verwüstet, so zerstört der Mensch, wenn er die Gluth seiner Seele unbedachtsam hervorbrechen läßt. Wer von Tugend und Gefühl spricht, gleicht dem feuerspeienden Berge, beyde sollen nur in uns wirken und bilden.

Doch sondere keiner sich ab aus der grossen Familie, noch verrathe er je den Blick nach der fernen Vollendung, er sehe auf das Nahe, rede von dem Nahen, begreiffe und bilde das Nahe so viel er kann."

„Seine Welt, in der er lebt, sey heiter und schön wie ein Frühlingsmorgen, er kenne sie ganz, und verliere sich nie in die schale Ansicht flacher Köpfe. Ein ungeordnetes Chaos, das in dem Gehirn gemeiner Menschen die Welt scheint, nennt man oft die Wirklichkeit;

Doch hat das größte Genie noch nie die Schöpfung eines Gottes in ihrer ganzen Schönheit erkannt. Darum verliere sich keiner aus sich selbst heraus in der Gesellschaft, keiner ergieße sein Herz in den unermeßlichen Ocean, wo sich alles vermischt in bitterem einförmigen Wasser, das keinen Dürstenden labt. Die Menschen sollen sich in ihren Handlungen, nicht in ihren Gefühlen begegnen, nur beym Handeln schließe man mit Sicherheit aufs Gefühl zurück."

„Handeln ist also die Aufgabe des Menschen; Thätigkeit. Dieser frommen Gottheit folge er überall. Gleich der schaffenden Natur, gehe er seinen stillen Gang. Kein Glanz sey sein Zweck, sondern eine langsam und sicher gehende klare Schöpfung. Nicht für die Nachwelt, sondern für die Gegenwart soll er leben, daher sey seine ganze Schöpfung für dieses Leben berechnet; möge sie immer zertrümmern mit seinem Leben, sie war doch einmal da, wie er selbst auch nur einmal da war."

„Kein trügendes Gefühl, keine unmännliche Weichlichkeit verleite ihn von seiner vor-

gesetzten Bahn abzuweichen. Alles hat seine Zeit, auch das Wohlthun kann zur Unzeit geschehen. Auch das Denken und Vertiefen im Gefühle."

"Das Verkanntseyn muß der edle Mensch nicht fliehen; wer ein reines Gewissen hat, kann ruhig der Zeit die Ausbreitung der Wahrheit überlassen."

"Hoffe im Unglück nur auf dich selbst und danke im Glück dem unbekannten Wesen, das dir Leben und Seele gab."

Abilgard wußte nicht, was er davon denken sollte; vieles schien recht eigentlich für ihn gesagt, bey andern Stellen begriff er die individuelle Beziehung noch nicht. Die sonderbaren Worte rissen ihn indeß aus seiner vorigen Stimmung. Er hatte nur so eben den Zweck und die Bedeutung des Daseyns in aller Lebendigkeit gefühlt, und jetzt erschien er sich mit einemmal so ferne von einem ernsten Ziele.

So vergieng der heutige merkwürdige Tag, der reich an neuen Schicksalen und wichtigen Lehren für ihn gewesen war. Er glaubte an ihm die Erfahrung eines halben Menschenalters gesammlet zu haben.

Zweytes Capitel.

Gütiger Himmel, warum bedeckst du dich mit Wolken, da auf deiner Erde ein glücklicher Mensch wandert? Er möchte in deine blauen Weiten schauen, und die Freude des Dankes empfinden!

Jeder Tag hat seine eigne Wonne in der schönen fruchtreichen Zeit des vollen Sommers, wo mit den Früchten der Erde tausend süße Hoffnungen der liebevollen Menschenbrust reifen.

Die Gäste hatten nun das Schloß wieder verlaßen. Nach dem gestrigen geräuschvollen Abende hatte die Ruhe des Landlebens neuen Reitz ge-

wonnen, und der trübe Himmel gab dem Daseyn einen noch mehr elegischen Gehalt. Selbst Abilgard war, bey aller Innigkeit seines Gefühls, doch ruhiger, als die Stürme der Nacht es erwarten ließen. Es war Sanftmuth und Rührung über ihn, wie ein deckender Flor ausgebreitet, und man hätte eher glauben sollen, er sey in der Erinnerung eines schönen Traums als einer seeligen Wirklichkeit verloren.

Die Baronesse gieng den Morgen eine Stunde mit ihm unter den Linden. Sie sprach über eine neue Einrichtung, die sie auf dem Gute treffen wollte, wozu er ihr behülflich seyn möchte, und gab einige Ideen zur Verschönerung des Parkes an. „Ich war gestern froh, sagte sie, und denke auf die Art dem frohen Tage ein bleibendes Denkmal zu setzen. Auch habe ich daran gedacht, Ihnen sein Andenken zu erhalten: der Arzt hat mir eine Flöte mitgebracht, die für Sie bestimmt ist."

Abilgard freute sich darüber, und für die Baronesse war die Freude der schönste Dank.

„Sie spielen mit klarer unerkünstelter Empfindung, fuhr sie fort, Sie wißen beym Aus-

druck des höchsten Affects Ihre Töne zu mäßigen, das hat Ihr Talent für die Musik bey mir entschieden. — Mahlen Sie vielleicht auch?"

„Ohne Unterricht, antwortete Abilgard, habe ich es oft versucht, Bilder, die mir vorschwebten, auf dem Papier festzubannen, aber ich konnte den dämmernden Gestalten in meiner Seele keinen festen Umriß geben. Darum habe ich geglaubt, kein Talent zur Mahlerey zu haben, wenn ich sonst auch einem Gemählde, das vor mir steht, das Schöne wohl anfühle, und manche Bilder der Wirklichkeit in gewißen Augenblicken im hellsten Lichte in meiner Phantasie wie Geister erscheinen, aber auch wieder verschwinden."

Die Baronesse. Ich sehe täglich mehr, Ihre klösterliche Einsamkeit ist Ihnen von Nutzen gewesen; abgesondert von allem Aeußern, mußte sie im Innern Ihrer Seele immer mehr in die Tiefe arbeiten."

Abilgard. "Ein Chaos von Phantasieen und Empfindungen ist dort in mir lebendig geworden, aber nichts hat sich aufgeklärt, selbst

Villars Bekanntschaft konnte in einem Jahre nur bewirken, daß ich das regellose ungeordnete Gewühl in mir erkannte, und das Bedürfniß fühlte, Klarheit und Ordnung hineinzubringen. — Wie anders ist mir es hier! Es ist, als hätte ich jetzt erst Augen und Sinne bekommen, aber noch trage ich die Ketten der Einsamkeit mit mir, ich bin unter Menschen heimlich und in Angst. Noch gestern empfand ich das."

Die Baronesse. „Was haben Sie vorgenommen? Sie waren beym Tanze unsichtbar geworden."

Adilgard fühlte sich beklommen. Zum erstenmal konnte er nicht offen gegen seine Wohlthäterin seyn. Indessen suchte er sich in der Wahrheit zu erhalten, indem er sagte: „Ich bin noch zu unbekannt mit den Erfordernißen eines guten Gesellschafters, vielweniger konnte ich sie mir jetzt schon zu eigen machen, um mit Sicherheit in großen Zirkeln aufzutreten."

Die Baronesse. „Sie haben unrecht, wenn Sie sich deswegen zurückziehen: alle diese Kleinigkeiten laßen sich nur durch Uebung erlangen."

Abilgard. „Ich erkenne, daß mein Charakter noch nicht fest ist, um mich in der Kunst des Umgangs zu üben. Was Geschmeidigkeit des Geistes heißt, würde bey mir zum Schwankenden werden.“

„Charakter?“ sagte lachend die Baronesse. „Als ob sich ein Charakter in Stille und Einsamkeit ersinnen ließe. Die ursprünglichste originellste Kraft im Menschen läßt sich nur im Gedränge und Kampf mit Fremden völlig ausbilden. In früher Jugend muß Verborgenheit, wenn ich so sagen darf, das Fundament der Seele legen, — und Ihr Schicksal hat hier wohlthätig für Sie gesorgt. — Aber in spätern Jahren kommen wir, durchs bloße Denken, in der Wirklichkeit nicht um einen Schritt weiter. Höchstens führt das zu einer Professor-Bildung, für die man sich in keinem Lande mehr zu hüten hat, indem sie nirgends so beschränkt und einseitig ist, als in Deutschland. Mich wundert es nicht, wenn die jungen Leute nichts lernen: sie fürchten sich, Gelehrte zu werden. Was Gesellschaft ist, was Geselligkeit erfordert, das ahndet man nicht auf Universitäten. Eine chemische Krankheit des Barons nöthigte uns vor einigen Jahren, meh-

rere Monate in Göttingen zuzubringen. Da habe ich die gelehrten Herrn in der Nähe kennen gelernt. Sie sprechen wie Greise, und handeln wie Kinder. In Worten, und aufs Papier gebrachten Maximen, besteht ihre Stärke. Unbekannt mit sich und der Welt, hat die geistige Kultur ihnen keinen Ersatz für den Mangel der geselligen gegeben. Die flachen Köpfe treiben das Handwerk, und verkaufen die Waare wie andre; und man kann an ihnen recht deutlich die Bestätigung der Wahrheit finden: daß die Beschäftigung mit den erhabensten Gegenständen, noch keinen Menschen über den andern erhebt, wohl aber die Art, wie er sein Geschäfte treibt. Und diese Art, mein Freund, übt man am sichersten unter den mannichfaltigen Reibungen der Gesellschaft; ich weiß es aus dem Munde eines Freundes, der in diesem Punkt ein Recht hatte zu sprechen: „Ein Talent reift im Stillen, sagte er, „ein Charakter im Gewühl der Welt.“ Aber auch das, was das Talent erschaft, wird keinen Charakter haben, wenn er dem talentvollen Manne fehlt.“

„Es ist wie bey der Musik, sagte Abilgard, das vortreflichste Instrument, die schön-

ste Composition verlieren bey einem gefühl- und geschmacklosen Vortrag. Und das Accompagnement macht die Fehler erst recht fühlbar."

Hiebey wendete sich das Gespräch auf die Instrumental-Musik, die gestern Abend die ganze Gesellschaft in angenehmes Erstaunen gesetzt hatte. Niemand wußte, wo sie hergekommen. Man hatte nur ein Boot gesehen, das langsam den Fluß hinuuter gerudert sey.

„Ich habe von Genieen gehört, sagte die Baronesse, die anfangs nur durch Töne zu ihren Beschützten sprachen, bis sie in diesen eine harmonische Stimmung hervorgebracht, daß sie sich einander nähern können. Vielleicht umgiebt diese geheime Gesellschaft auch Sie."

Abilgard verstand das nicht. In heiliger stiller Andacht vergieng der Tag. Gegen Abend war Abilgard mit Mathilden allein im Saale. Es ist unglaublich, wie wenig sie mit einander sprachen. Sie sah ihn an, und er betete still, im Innern: Wenn es eine Unsterblichkeit giebt, so laß diesen Blick das Erste seyn, was mir beym Eintritt in den Himmel beg-

net. — — „Liebe, Liebe," — — sprach er lauter.

Bruder: sagte sie, und nichts weiter, und niemand spricht es aus, wie sie.

Sie giengen hinaus, den Untergang der Sonne zu genießen. Vom Berge hinab sah man unter sich das freundliche Thal, den schlängelnden klaren Fluß mit den blumenreichen Ufern, das heitere Dorf und die fernen dunkelblauen Gebirge. An dem nahen Berge, der dem Schlosse gegenüber lag, zog sich ein Birkengehölz hinauf. Golden waren die Bäume, und schön wie seine Hoffnung. Ach, und an dem Flusse lag im Abendglanz der Sonne das Erdengesträuch, wo der fromme, dem Himmel angehörende, Abilgard zum erstenmal mit Rosenfesseln an die Erde gekettet wurde. Alle Wiesen waren voll Menschen, die das hohe Gras mähten, die ganze reiche Natur lag offen vor ihnen ausgebreitet, — er hätte vergehen mögen im reinen Entzücken. Auch Mathilde war gerührt; in ihren großen blauen Augen standen helle Tropfen.

Sie hatte ein Vergißmeinnicht in der Hand, drückte es an den Busen, an Auge und Mund, und gab es ihm mit stiller Liebe. —

Die Sonne gieng unter; purpurn und golden senkte sich die glühende Kugel in ein Feuermeer; rein und blau war über ihnen der Himmel, und seitwärts am Horizonte hatten sich feuchte bunte Wolken gelagert, in mannigfaltigen Formen, wie ein wogendes Meer oder wie ferne Alpen. Es tönte so voll in süßen Harmonien die Natur beym Untergange der Sonne, und ohne Worte stimmten ihre Herzen wie zwey verschwisterte Töne zu einander.

Die Baronesse trat hinzu. „Ein wunderschöner Abend, sagte sie, aber gewiß nirgends so schön, als in Heimthal. Welch eine herrliche Landschaft! Der helle Fluß, in dem sich der bunte Himmel mahlt, die kleinen fernen Menschen in der Arbeit, und die Berge: — es ist ein Bild!"

„Ja, die Berge, antwortete Mathilde, die Berge sind überall das schönste, und sie sind von Bedeutung: denn in einem Lande, wo die Natur keinen Berg schuf, da wird auch kein erhabner Mensch aufstehn. Fühlt sich doch jeder höher, wenn er die Welt unter sich liegen sieht, da auf der Fläche sein eignes Herz nur zum Basrelief wird."

„Es kommt auf den Gesichtspunkt an, sagte die Baronesse.“

„Leider! ist alles in der Welt nur Standpunkt, antwortete das Fräulein; die schöne Landschaft ist nur von hier aus schön. In der Ferne verliert sich alles in Nebel, in der Nähe wird es zu Staub, und selbst der vollströmende Fluß besteht aus Tropfen.“

Die Baronesse. „Was willst du daraus folgern?“

Mathilde. „Daß selbst die Menschen nur in einer gewissen Entfernung liebenswürdig sind, — Ach, wer kennt sich, und wer kennt andere?“

Abilgard begriff Mathilden nicht in diesen Worten.

Die Baronesse. „Ich verstehe dich nicht ganz, du bist in eigner fremder Stimmung. — Indessen soll es wohl kein Tadel seyn, daß jeder Mensch nur in einer gewissrn Entfernung gesehen werden darf. Mich dünkt, wir befördern nur unser eignes Glück, wenn wir uns hüten, daß das edelste Geschöpf der Natur uns alltäglich

werde. Darum liegt es in uns, wenn wir an unsern besten Favoriten Fehler entdecken, deren Kenntniß uns nachher peinigen. Nur wenige verstehen es, von den eigenen Fehlern zu schweigen, die aus der allgemeinen Schwachheit des ganzen Geschlechts entstehen, oder sie zu vergessen, wenn wir sie an andern zufällig entdeckt haben sollten. Man vergißt, daß die Verhüllung unserer Blöße nicht Schlauheit oder Eitelkeit ist, sondern von der Achtung für die keuschen Augen des andern der Schleier gewebt wurde. Auch die Aufrichtigkeit hat ihre Grenze, die ihr Vernunft und Erfahrung anweisen muß."

Mathilde. „So wäre die höchste Liebe am Ende wohl nur die höchste Toleranz?"

Die Baronesse. „Immerhin, wenn sie gegenseitig ist, so wird die Duldung zur Achtung. So lange die Menschen nicht Götter sind, müßen wir immer den Gesichtspunkt erforschen, wo sie die beste Wirkung thue, wo das nahe hervorspringende Gute tausend kleine Nebel in der Ferne decket. Ist es dem Mahler erlaubt, die Gegenstände zu gruppiren, warum sollte es uns nicht erlaubt seyn in der schwererern Kunst

des Lebens? Und wäre es nicht möglich, die Menschen um uns her auch mit Geschmack so nahe oder so ferne zu stellen, daß die Gesellschaft, in der wir leben, ein Ganzes, ein schönes Gemälde wird, wenn gleich im Einzelnen manches tadelnswürdig seyn mag. Oft thun die Gemälde die gröste Wirkung, wo die stärksten Schatten angebracht sind. Regieren, glaube ich, kann niemand die Menschen, wohl aber gruppiren, und hier haben wir mit allen Königen ein gleich großes Reich. Mögen dann immerhin viele nur in dämmernder Ferne vor unserm Auge stehn; das Ganze thut seine Wirkung, und was wollen wir mehr?"

„Ach, gute Mutter, sagte mit leisem zärtlichem Ton, die Tochter, irgendwo muß doch der Lichtquell seyn, woher die schöne Beleuchtung des Lebens kömmt, und dieses Licht ist so wunderbar, wie die Sonne, es blendet unser Auge, und würde uns zerstören, wenn wir ihm zu nahe kämen."

Die Baronesse. „So wollen wir, was uns vergönnt ist, des reflectirten Lichtes uns freuen. Siehe nur, die Sonne ist nicht mehr,

aber auf der hohen Bergspitze wogt sich ihr Wiederschein, wie ein goldner Flor."

Mathilde sank ihrer Mutter in die Arme, und drückte ihre Hände mit inniger Zärtlichkeit an ihre Lippen. „Gute Mutter, sagte sie, Ihnen dank ich mehr als mein Leben."

„Du bist gerührt, mein Kind, sagte die Mutter, ich frage nicht, aber wenn Du ruhig bist, so laß die Freundin wissen, was Dein Herz bestürmt."

Mathilde entfernte sich mit Thränen im Auge.

Adilgard war im Begriff vor die Baronesse niederzufallen, ihr zu gestehn, was auch in seinem Herzen vorgieng. Sah sie indessen das Geständniß voraus, und wollte ihm ausweichen, oder war es Zufall, sie setzte das Gespräch nicht fort, sondern fragte, ehe er noch ein Wort hervorbringen konnte: „Haben Sie gestern wohl auf den Bruder des Arztes gemerkt?"

Adilgard ward durch diese Frage verstimmt, und wie herausgerissen aus seinem vorigen Ge-

fühl: die ganze Wichtigkeit des Fremden, der ihm ein so großes Geschenk auf die seltsamste Art gegeben, fiel ihm auf die Seele, er machte sich Vorwürfe, daß er nicht mehr dem Zusammenhange der Geschichte dieses Mannes mit jener seines Lebens nachgeforscht, und konnte bey dieser neuern Bewegung nur stotternd der Baronessin antworten. Er erzählte ihr indessen den Vorfall mit der Dose.

„Das ist wunderbar, sagte die Baronesse, der Mann scheint in die Angelegenheiten der ganzen Welt mit verwickelt zu seyn.“

Abilgard bat um eine Erklärung hierüber.

„Ich kann Ihnen nichts erklären, was ich selbst nicht begreiffe, antwortete sie. Nur das vermuthe ich, er weiß vielleicht mehr von Ihnen, als Sie selbst wissen mögen. — Haben Sie Ihren Vater gekannt?“

„Nein, antwortete Abilgard, aber Sie machen einen ganz neuen Gedanken in mir rege. In der That, es ist sonderbar, ich erkenne zum

erstenmal, daß ein seltsames Dunkel auf der Geschichte meiner Geburt ruhen muß."

„Vielleicht auch nicht, sagte die Baronesse, das Einfachste scheint uns oft am verworrensten. Kommen Sie zu Tische."

Dies schnelle Abbrechen schien ihm räthselhaft und bedeutend, aber er kannte die Baronesse zu gut, um weiter in sie zu dringen.

Die Unterhaltung an der Tafel war einsylbig, jeder schien in eigenen Gedanken vertieft. Der Abbé war seit diesen Morgen in die Stadt zu seinem Buchhändler gefahren, die Gesellschaft also kleiner; und in gewisser herzlichen Stimmung, wo die Worte fehlen, konnte nur der Abbé und sein französisches Temperament unsere Freunde gesprächig machen.

Nach dem Essen hatte sich die Baronesse auf ein Sopha gesetzt, und war eingeschlafen. Mathilde gieng in ein Nebenzimmer ans Klavier. Adilgard war ihr langsam gefolgt.

Es war stille um sie her; Mathilde schien nachzusinnen, was sie spielen wollte. Er hatte

sich seitwärts an die Wand gelehnt und sah ihr ins Auge, aus dem die hellen Lichter auf dem Klavier heller wiederleuchteten.

Sie begann den sanftesten Gesang, indem sie sich auf dem Instrumente begleitete:

„Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan:
Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor,
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib empor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?

Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau!

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß,
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bey der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Dies wunderschöne Lied des deutschen Dichters gewann in individueller Beziehung auf Abilgard doppelten Reitz. Es rührte ihn bis in die einfachste Zusammensetzung seines Wesens. Wie konnte es auch anders? War er nicht selbst der Fischer, der einst, wo er sie fand, mit der Angel ins feucht verklärte Blau sah? Ach, und sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm, da wars um ihn geschehen!

„Gott, ich ertrage das nicht," rief er, und eilte hinaus in den Park. Die Nacht bedeckte ihn mit ihrem Sternenmantel. Mathilde war ihm gefolgt. Sie fand ihn in der Laube, wo sie ihm gestern die Blume gereicht, und wo er während dem geräuschvollen Tanz einsam, in Träume vertieft, bey lauten Pulsen des Herzens, die heißen Thränen der Liebe geweint.

„Abilgard, lieber Abilgard," sagte sie mit lispelnden Ton der Liebe.

Er sank nieder auf ein Knie wie vor einer Gottheit. „Mathilde, rief er, schicken Sie mich in den Tod, ich ertrage das Leben nicht mehr."

„Schwärmer, sagte sie, und ich sollte die Einsamkeit ertragen?"

Abilgard. Welch ein Wort! Mathilde! meine Hoffnung dürfte aus dem Grabe aufstehn? Nein, nein, ich hatte noch nicht aufgehört zu hoffen.

Sie sanken einander in die Arme, sein glühendes Haupt ruhte an ihrem hochklopfenden Busen. „Meine Mutter, Natur, rief er, zu welcher namenlosen, unendlichen Seeligkeit hast du mich erschaffen!"

„Theurer, sagte sie, vergiß mein nicht!"

„Ehe sollen die Welten zertrümmern, ehe ich Dich vergesse!" antwortete er.

„Wir müßen uns trennen, Geliebter, sagte Mathilde, nur auf wenige Stunden der Nacht. Mit der frühen Morgensonne begrüßt Dich zugleich das Andenken Deiner Freundin."

Sie nahm eine Rose, die an Ihrem Busen geruht hatte, streute die Blätter vor dem Altar des Gottes in der Laube, und sagte: „Hier will ich anbeten, wenn ich traurig bin, frische Rosenblätter hinstreuen, und mir sagen: Abilgard liebt mich!" —

Abilgard. „Sieh den hellen Stern, der zwischen die dunkeln Blätter auf uns strahlt. So lange er in der Dunkelheit der Nacht einsam Lie-

benden leuchtet, so lange soll Dein Bild in meiner Seele leuchten. Und einst, wenn wir sterben, wollen wir auf seinen seeligen Gefilden uns wieder begegnen, und liebend unsrer Unsterblichkeit leben.

Drittes Capitel.

Die Vorhersagung der Baronesse wurde erfüllt: selten vergieng ein Tag, der nicht Fremde nach Heimthal brachte; interessante und alltägliche Menschen, wie die Erde sie trägt und der Zufall sie eben giebt. Selten kam einer unserm Freunde erwünscht, denn in jeder Gesellschaft fühlte er sich fremde gegen Mathilden. Doch eingedenk der Lehren, die ihm seine edle erfahrne Freundin, die Baronesse, gegeben hatte, entfernte er sich nicht von den Menschen, sondern war vielmehr bemüht, Berührungspunkte mit jeder neuen Gestalt aufzufinden. Oft waren diese Unterhaltungen belehrend für ihn, durch ihre

Form oder durch ihren Gehalt; und er erkannte, daß es nicht so schwer sey, als er sich es vorgestellt, in den Ruf eines artigen Gesellschafters zu kommen. Die meisten Menschen sind zufrieden, wenn man sie anhört; und wenn man ihre eignen Gedanken durch andere Worte wiedergiebt, werden sie oft entzückt.

So leicht und vorübergehend indeßen auch die auf solche Art gemachten Bekanntschaften immer seyn mochten, sie blieben nicht ohne alle Wirkung auf ihn. Sein äußeres Wesen zeichnete sich bald durch eine gewiße Gewandheit aus, er lernte über wichtige Dinge viel und gut sprechen, er war sehr aufmerksam, die kleinen Bedürfniße der Gesellschaft aufzusuchen und ihnen zuvorzukommen, widersprach selten, auch wenn er anderer Meynung war, und hatte innerlich eine wahre Freude, wenn er in größeren Versammlungen jemanden, mit dem niemand sprechen wollte, die Langeweile vertreiben konnte.

Man darf sich nicht wundern, daß A b i l g a r d in diesen geselligen Künsten schnelle Fortschritte machte: bey seiner Gutmüthigkeit waren ihm viele kleine Aufopferungen natürlich, und

hatte er nicht die besten Muster vor sich? Mathilde war so ausgezeichnet fein, — welche Aufforderung mit allen seinen Kräften ihr nachzustreben! Doch nicht Nachahmungssucht allein cultivirte ihn in dieser Hinsicht, ein süßer Ton des geliebten Mädchens, ein verstandener Blick machte ihn froh und glücklich, und im Gefühl des Glückes ist der Mensch wohl immer freundlich und gut gegen seine Brüder.

Auch manche Geschicklichkeit erwarb Abilgard im Umgange mit Menschen. Der Graf Bernstein besuchte öfters die Baronesse, und wiewohl unser Freund anfangs sehr mißtrauisch gegen diese Besuche war, so konnte er doch nicht umhin, an der Seite eines frohen gebildeten Mannes sich selbst vergnügt zu fühlen. Der Graf gab sich viel mit ihm ab, und wenn auch selten seine Gespräche einen andern Zweck zu haben schienen, als die Zeit hinzubringen, man brachte sie wenigstens angenehm hin, und war um so unbefangener mit ihm, weil man keine Absicht hinter ihm vermuthen konnte. Abilgard hatte einmal seine Kunst im Reiten gerühmt, und der Graf erbot sich zu seinem Lehrer. Ein anderer Zufall war Veranlaßung, daß er ihm

auch im Fechten Unterricht gab; und endlich sogar darauf drang, daß Abilgard den Abbé zu seinem Tanzmeister machen sollte. Der Graf, der auf einem Gute, drey Stunden von Heimthal, lebte, lud die beyden Geistlichen oft zu sich ein: da wurden denn alle jene Uebungen mit soviel Lustigkeit, ja oft mit soviel Geist angestellt, daß der Schüler mit Leichtigkeit und Freyheit die schnellsten Fortschritte machte. In weniger als einem Monat konnte sich Abilgard schon sehen laßen. War Abilgards Schicksal irgendwo zu beneiden, so war es hierin, da es ihm vergönnt war, zu einer Zeit, wo das seelenvollste Gefühl ihn erfüllte, sich mit Dingen zu beschäftigen, die sonst so leicht nur die Eitelkeit in uns groß ziehen. In seine Brust aber konnte dieser Ariman des Mikrokosmus nicht eindringen, denn die Liebe hatte alle Zugänge zum Herzen mit guten Geistern besetzt.

Abilgard stimmte in den scherzenden Ton des Grafen, so gut er konnte, indeßen würde er ihm dennoch oft drückend gewesen seyn, wäre er nicht zuweilen von sehr ernsthaften Unterhaltungen abgelöst worden; denn Abilgard konnte auf die Länge mit keinem Menschen umgehen,

mit dem er sich nicht bey ernsten feyerlichen Veranlaßungen über die Ebene der gewöhnlichen Welt erheben durfte. Der Graf und Abilgard waren selten einig, wenn vom Glauben, wie die höheren Bedürfniße des Menschen befriedigt werden sollten, die Rede war; aber sie hatten doch einen Glauben, sie empfanden beyde jene Bedürfniße, und das ist in dieser Welt, wo tausend leere herzlose Puppen auch Menschenantlitz haben, wo selten die geistlosen Körper mehr wollen als Essen, Trinken und Schlafen, das ist für die edleren Menschen schon Trost, und bindet sie, wenn auch ihre Herzen nicht immer einerley Takt halten. Es ist doch Musik in ihnen.

Der Arzt schien Abilgards Uebungen im Hause des Grafen gerne zu sehn, er beförderte sie sogar; indeßen unterließ er nicht, seinem Freunde Veranlaßung zu ernsthafteren Beschäftigungen zu geben. Und dazu bedurfte es bey Abilgard sehr wenig. Sein ganzer Charakter war Ernst; Scherz und Lustigkeit suchte er nur aus Liebe zu andern Menschen in sich zu befördern; in seinem Innern galten sie sehr wenig, es gieng dabey alles nur flüchtig dem Gemüthe vorüber, und sein ganzes Streben gieng einem bleibenden Ein-

druck der Gegenstände entgegen; er wollte eine unerschöpfliche Quelle ewiger Gedanken und Empfindungen in seinem Wesen auffinden. Daher betrieb er das Studium der Naturgeschichte mit wahrer Leidenschaft, und sein liebevolles Herz erkannte sich oft in der Geschichte der Pflanzen.

So fühlte sich Abilgard an Menschen und an die Wißenschaft überall mit Blumenketten gebunden. Doch was seiner Seele die Tiefe und Helle gab, war die Liebe, und durch sie bekam er selbst und alles um ihn her eine andere Gestalt. So hielt die Ausbildung seines Schicksals und seiner Kenntniße immer gleichen Schritt mit einander, und das Resultat von beyden mußte lebendiger, dauernder auf ihn wirken. Die meisten Menschen sind in der Zeit, wo sie lernen, von allen Verhältnißen, von allen Lagen, wobey das Herz interessirt werden kann, abgeschnitten, darum werden die erworbenen Schätze meist nur im Gedächtniß, selten im Geiste aufbewahrt; darum ist so wenig Originalität in der Welt. Nur was der Mensch in einem Zustande empfängt, wo alle seine Kräfte ihr Spiel treiben, nur das kann er zu seinem Eigenthum bearbeiten, — und er soll für das Gedächtniß nur sammeln, um

aus diesem Repositorium einst den Stoff seiner Ideen zu nehmen, denen er die Form giebt, in Augenblicken, wo nicht bloß ein Ton in ihm anspricht, wo alle Saiten seiner Seele, die zur vollstimmigen Harmonie gestimmt sind, von der Melodie der Wahrheit erklingen, angeweht vom Hauche des Ewigen, wie Arolsharfen vom Morgenwinde durchsäuselt. — Dann vergißt er, daß er existiert, er spricht nicht, aber der Weltgeist spricht aus ihm; es ist sein Genius in ihm lebendig geworden, vor dem die Endlichkeit erstaunt, vor dem der Irrthum nicht bestehen kann; — er ersinnt dann nicht die Wahrheit, er ist selbst zur Wahrheit geworden, er will dann nicht die Tugend, er übt sie aus.

So reich an innerer Handlung der Monat Julius vor Abilgard vergangen war, so wenig neues entscheidendes hatte sich äußerlich mit ihm ereignet, oder vielmehr, er war zu sehr in sich selbst vertieft, um auf äußere Zufälle mehr als flüchtig zu achten. So nahm er sich anfangs vor, bey dem Arzte genau nach seinem Bruder zu forschen, und das Räthsel der Dose aufzulösen. Auch hatte er einmal davon zu sprechen angefangen. Der Arzt erzählte, sein Bruder sey ein

Mahler, und könne sehr zufällig zu dem Besitz der Dose gekommen seyn; er hätte in den Tagen, da der Ball in Heimthal gewesen, bey der Durchreise durch W. ihn besucht, und weil er ein großer Verehrer und Freund der Baronesse wäre, sey er mit ihm nach Heimthal gekommen. — So unbefriedigend diese Nachrichten waren, so begnügte sich Abilgard doch damit, ja das Dunkel, das er hier fand, inwiefern vielleicht die Geschichte seiner Geburt damit zusammenhieng, hatte selbst etwas reitzendes für ihn, das er nicht durch eine unzeitige Neugierde zerstören wollte, doch wünschte er sehr lebhaft den Mahler noch einmal zu sprechen, und es wird nicht schwer seyn, den Grund davon zu entdecken. Er hoffte Mathildens Bild zu erhalten. Er wollte es auf seinem Herzen tragen. „Wohin ich meine Augen wende, sagte er zu sich selbst, suche ich deine Gestalt, Geliebte, in mir lebendig zu machen, aber ohnmächtig entsinkt meiner Phantasie der Pinsel, du bist zu schön, als daß ich dich mahlen könnte. Dem Künstler, der vor dir sitzt, und jeden Augenblick vergleichen kann, dem würde es eher gelingen. Sähe er auch nicht den Geist und die Seele, die mir aus deinem Auge entgegenglänzt, — es wären doch deine Züge,

und ich könnte in einsamen Stunden der Nacht, wo ich von dir getrennt bin, dein Bild küßen, es an mein Herz drücken, und wenn ich dann weinend hinaufblickte zum Himmel, dann glaubte ich im hellsten Sterne dein Auge glänzen zu sehn."

Viertes Capitel.

Adilgard war mit dem Abbé auf dem Gute des Grafen, und erhielt dort einen Brief von dem Bruder des Arztes, der seine Neugierde nicht wenig in Regung brachte. Er schrieb ihm:

„Daß ich Sie und Ihr Schicksal ken„ne, wird Ihnen nicht ganz unbekannt seyn, „daß ich lebhaften Antheil daran nehme, sollen „Sie jetzt erfahren. Ich habe Ihnen wichtige „Dinge zu melden; ich muß Sie sprechen. Dies „kann aber nicht auf dem Gute des Grafen, noch „weniger in Gegenwart der Baronesse geschehen. „Niemand darf um unsre Zusammenkunft wißen. „Kommen Sie also nach drey Tagen, morgens

„um drey Uhr in den Park: neben der kleinen
„weißen Brücke, wo die drey Pappeln stehen,
„werden Sie mich finden. Sie werden mancher-
„ley sehen, das Ihnen seltsam und abentheuer-
„lich scheinen wird. Mein Charakter ist einfach
„und gerade; ich mache nicht diese Umstände,
„aber auch ich muß mich dem Gesetz unterwerfen.
„Uebergeben Sie Ihre Antwort dem Ueberbrin-
„ger dieses; er ist zwar in Diensten des Grafen,
„aber mir ergeben, und verschwiegen."

„Ueberlegen Sie genau, ehe Sie antworten.
„Sie sollen in kurzem aus der Welt jugendlicher
„Phantasieen, in den Kreis thätiger nüchterner
„Männer treten, denen Sie schon lange ange-
„hören. Es war einst Ihr Gedanke, daran zu
„arbeiten, Griechenland aus dem Grabe zu er-
„wecken. Es kömmt nur auf Sie an, Griechen
„mitten in Deutschland zu finden, und sich an
„ihre Zwecke und Mittel anzuschließen. Ein
„wichtiger Zeitpunkt nahet sich Ihnen, säumen
„Sie nicht die Gelegenheit festzuhalten. Sie
„haben bisher geschwärmt, wägen Sie den rei-
„nen Gewinn, jeder, auch der schönsten Empfin-
„dung gegen Einen hellen Gedanken, gegen Ei-
„ne nützliche That, reißen Sie sich los von un-

„männlichen Fesseln, und kommen Sie vertrau-
„end zu mir.“

Immanuel.

Abilgard gerieth durch diesen Brief in ungewöhnliche Angst. Er ahndete etwas Großes hinter dem mystischen Vorhang, den man ihm so plötzlich vor Augen stellte; er fürchtete zugleich ein Unglück. In dieser Stimmung konnte er unmöglich unter Menschen dauern. Allein er wußte, der Graf würde ihn nicht fortlaßen, wenn er die Veranlaßung einer so schnellen Abreise nicht entdeckte. Und auch dann würde der ruhige Bernstein noch immer drey Tage Zeit bis zum bevorstehenden Abentheuer gefunden haben. In Abilgard aber lag die Unruhe, sein Charakter zog ihn im ersten Augenblick stets nach dem Neuen hin, indem das Alte selten seine Seele ganz ausfüllte. Er erwartete kaum den Abend, als er sein Pferd in der Stille satteln ließ, und nach Heimthal ohne den Abbé zurück ritt, ohne vom Grafen Abschied zu nehmen, der grade morgen zu einer lustigen Jagdpartie Abilgarden vorbereitet hatte.

Rasch, mit verhängtem Zügel, trabte unser Freund durch die Wiesen, die sich hinter dem Gute bis an den daran stoßenden Wald hinziehen. Die Sonne war so eben untergegangen, und große lichtschwangere Wolken drückten schwer auf die Purpurgluth in Westen. Nie sprach die Natur ungehört zu Abilgards lebhaftem Gefühl.

„Stille, stille mein Herz, sagte er halb laut „vor sich her, es ist nur wieder eine neue Er„scheinung, die dir entgegentritt, sie wird dich „nicht zerstören. Nein, — bey dem Allmächti„gen, kein sterblicher Mensch soll mir Mißtrauen „gegen meine reinen Empfindungen einflößen; „sie allein werden mich zum Großen und Guten „leiten. Ich glaube, daß Kälte und Egoismus „möglich sind, und vielleicht besteht das einzi„ge gesellige Gefühl der Schneemänner in der „unbefugten Sorge, auch die Bewohner wär„merer Zonen an ihren Eispallast zu gewöh„nen. — —

„Doch, welche wunderbare Neigung zieht „mich zu Immanuel hin, während er mein „Herz zu erkälten droht? Und warum kann ich

„bey dem lebendigen Bewußtseyn, daß mein Ge-
„fühl und meine Liebe der Stolz meiner See-
„le seyn können, mich nicht losreißen von der
„Furcht, der Mann möchte Recht haben?“

„Glühendes Abendroth! Meine Seele taucht sich in deine Wellen, und die Göttin der Liebe wird von neuem aus dem Schaume gebohren. Hinweg Besorgniß! Ich will es rein und heilig in mir bewahren, daß ich dich liebe, Mathilde!“

Nachdem Abilgard bereits zwey Stunden zurückgelegt, muste er durch ein enges Thal, das einen kleinen hellen Bach in mannichfaltigen Krümmungen begleitete. In einer scharfen Beugung desselben lag, wie an den dunkeln bewachsenen Berg angelehnt, eine Mühle, deren helle Farbe gegen das Laub lebhaft contrastirte. Die Räder raßelten nicht, es war stille im Thale. Der Mond war aufgegangen, und warf ein silbernes Licht über die Gegend, ein sanfter Wind wehte durch die Blätter; leise glitt in leichten Wellen der Fluß über Kiesel, während ein weisser glänzender Schaum seinen schnellen Lauf bezeichnete. Der Anblick rührte auf eine ungewöhn-

liche Art unsern Ritter, es standen Thränen in seinem Auge, und die Brust ward ihm enger und enger. Er stieg vom Pferde, band es in einiger Entfernung von der Mühle an einen Baum, und warf sich unter einer ehrwürdigen bejahrten Linde neben dem Bache ins Gras. Regellose Gestalten bildeten sich vor seiner Phantasie wie Schatten im Nebel. Sein Blut lief schneller um, sein Athem stockte, Sehnsucht und Ahndung spielten mit dem erweichten Herzen.

Abilgard hatte schon vorhin bemerkt, daß ihm einige Leute gefolgt waren, sie waren neben der Mühle von einem Fußpfad auf die Straße gekommen. Indem sie sich näherten, erkannte er sie für wandernde Tonkünstler, die ihre Instrumente unter dem Arme trugen. Sie grüßten Abilgarden, und er fragte, wohin sie so spät noch zu wollten? Sie nannten einen entfernten Ort; „Wir müßen die Nacht zu Hülfe nehmen, sagte der eine, weil wir sonst nicht morgen Abend eintreffen, und später unsern Verdienst einbüßen würden.“ Unser Freund bat sie, gegen eine Belohnung, einige Stücke, die mit der schönen Gegend harmonierten, ihm vorzuspielen. Die Prager stellten sich in Ordnung und begannen ein

Adagio, das vortrefflich zu der innern Musik der Empfindungen Abilgards stimmte. Er hatte noch nie so tief empfunden. Ein weißes Schnupftuch, das er von Mathilden besaß, hielt er vor den Augen, und benetzte es mit vielen Thränen.

Die Musik lockte Leute aus der Mühle und vom Felde herbey; sie stellten sich in einiger Entfernung um den Platz, wo die seltsame Hofcapelle des einsamen Wandrers spielte. Niemand wurde laut dabey; die weichen sanften Töne der blasenden Instrumente verbreiteten, wie es schien, eine allgemeine Stille und Rührung. Abilgard bemerkte die Menschen, und unter ihnen, in einer ansehnlichen Weite, die weiße Gestalt eines Mädchens. Seine erhitzte Phantasie mahlte schnell aus, was die Entfernung nur schwankend angab, er glaubte Mathilden zu sehen. Schnell sprang er auf, lief hinzu, und es war — Mathilde.

Die Sprache war ihm vergangen, er sah sie schüchtern an, faßte ihre Hand, und drückte sie leise.

Auch

Auch Mathilde war Beweis. „Ich möchte gerne sprechen, sagte sie, nur hier nicht: unter fremden Augen. Reiten Sie fort, und erwarten mich im nächsten Wäldchen.“

Mit lautklopfendem Herzen gieng er zurück zu den Spielern, befriedigte sie durch eine reichliche Gabe, und eilte, wie in die Arme der Liebe, dem einsamen Schatten der Bäume zu. Vertrauend auf sein Gefühl ahndete der gute Jüngling nicht, in welche Gefahr seine Tugend hiebey gerieth. Eine halbe Stunde von der Mühle, und noch eben soweit von Heimthal, lag das bezeichnete Wäldchen. Er erreichte es bald, entzäumte sein Pferd, und band es auf einem grünen Platze, der eine gute Weide abgab, an den Sturz eines Baums. Er konnte Mathilden nicht erst erwarten, die schöne Nacht mit ihrer stillen anspruchslosen Herrlichkeit drang an seine liebende Brust, und er lief dem Gegenstand seiner Sehnsucht entgegen.

Die Liebenden hatten sich bald erreicht, und sanken sich in die Arme; in sprachlosem Entzü-

cken schlugen die Herzen aneinander, sein feuchter Blick sicherte ihr die innigste, heißeste Liebe, ihr Kopf sank an seine Brust, und ein süßer glühender Kuß sagte ihm, daß die hellste Stunde seines Lebens sich nahe. — Sie giengen Hand in Hand mit langsamen Schritten dem stummen Heine entgegen. Eben der Fluß, der vorher die einsamen Seufzer Abilgards, und die sanfte Musik begleitete, rauschte hier leise in die Melodie ihrer geselligen Herzen; sie lagerten sich an sein Ufer, und sahen gerührt dem Spiele der Wellen zu. Der matte Glanz des Mondes zitterte auf dem Wasser, und das Glück trat dämmernd wie ein junger Frühlingsmorgen vor Abilgards Phantasie. Er wagte es, Mathilden um den höchsten süßesten Lohn der Liebe zu bitten. Sie drückte seinen Kopf an die offne Brust. „Abilgard, sagte sie, deine Seele ist „wie der blaue Himmel, warum willst „Du ihn durch ein Verbrechen trü„ben?“

Aber die Blüthe der Liebe war zur Frucht gereift, und die Natur selbst sprengte die Schaa-

le. Er weinte laut, und verbarg das Gesicht in seinen Händen; sie beugte sich zu ihm, küßte ihn, und — — alle Gestirne feierten den ersten süßen Kuß der Liebe.

Fünftes Capitel.

„Du darfst heute nicht nach Heimthal,“ sagte Mathilde.

„Die Nacht ist schön, antwortete Abilgard, warum soll ich nicht unter freyem Himmel den ersten Morgen des neugebohrnen Lebens erwarten?“

Er begleitete Mathilden bis an die Grenze ihres Dorfes, und gieng, durch die Nothwendigkeit aus ihren Armen gerissen, nach dem Wäldchen zurück, um sein Pferd zu suchen. Das gute Thier hatte ruhig auf der fetten Weide gegraset, und für seinen Theil auch Vortheil von den

Freuden seines Herrn gehabt. Abilgard warf sich auf den Boden nieder, blickte mit feuchtem Auge in den hellen Mond, und fühlte seine Brust leicht und frey. Der Mensch ist wunderbar geschaffen, wenn die Natur in ihren Forderungen befriedigt ist, erhält seine Seele Flügel, und kehrt wie die Gottheit in sich selbst zurück. Das Säuseln der Nacht drang an seine Brust, Lebensgluth durchströmte sein ganzes Wesen. Vergänglichkeit und Dauer traten wie allegorische Gestalten vor ihm, er wurde gerührt, und fühlte die Unsterblichkeit, die des Lebens Widersprüche auflößt, er fühlte sie lebhaft, weil seine Empfindung zu schön war, um vom Strome der Zeit der Vernichtung zugeführt zu werden.

„Ach, sagte er, „alles kann der Mensch ertragen, nur kein Glück, und weil sie mich liebt, weil ich glücklich, seelig, namenlos seelig bin, möchte ich mit unendlichen Thränen mein Auge zum Himmel richten, und beten: Allgütiger nimm mich zu dir, in diesem feierlichen Momente, wo die Seele auffliegt über die Schranken der Wirklichkeit, nimm mich zu dir, denn solch ein Glück ist nicht für den Wechsel dieser Welt. Wolken und Nebel decken den Himmel, hinter

ihnen schimmern ewige Sterne; und sollte das Menschenherz, mit der vollen heiligen Liebe nicht auch ein Stern in der Nacht der Zeit seyn, vor dem die Wolken des Schicksals, und die Nebel der Täuschung, wechselnd vor dem Ewigen vorüberziehen?"

Abilgard brachte die Nacht unter freyem Himmel in süßer Erinnerung seines Glückes zu. Er beweinte die That nicht, denn er handelte aus Liebe; der Mensch ist ein Kind der Natur, und wo er seiner Mutter folgt, kann er nicht unrecht handeln.

Auch Mathilde erkannte das, und ihr ruhiger Verstand hatte es lange erkannt. „Gewiß, sagte sie auf dem Heimwege zu sich selbst, Abilgard liebt mich, denn er war heiter und glücklich, als er mich hieher begleitete."

Gegen Mittag kam Abilgard nach Heimthal zurück, die Baronesse war auf zwey Tage verreist, Mathilde allein. Sie empfieng ihn, und er kam zu ihr mit einer Zärtlichkeit, die keine Beschreibung zuläßt.

Es wurden Stunden der Weihe gefeiert. Abilgard war unaussprechlich glücklich. Nur auf Augenblicke ergriff, wie ein Schauder, der Gedanke sein Herz, daß Mathilde nicht ganz die innere Tiefe seines Herzens verstünde. „Ich liebe Dich mehr," sagte er, — aber ein Blick, ein Kuß von Mathilden vernichtete alle Quaalen des Zweifels, obgleich sie oft sehr lebhaft in ihm aufstanden.

In dem Blüthenalter der Empfindung, wie ein zarter Geist, die Rosenzeit des Lebens nennt, in den seeligen Momenten, wo unsre Seele wie ein indischer Morgenhimmel über ein Italien der Phantasie aufgeht, in den Tagen der ersten glücklichen Liebe, gleicht der schwache Mensch einem allmächtigen Gotte, deßen Gedanken zu Wesen werden, der aus eigner Brust die ganze Schöpfung nimmt, und alle Schönheit, die ihn umgiebt, zugleich im Innersten seines Wesens fühlt, weil der Glanz, der über seinen Himmel verbreitet ist, aus ihm, wie das Licht von der Gottheit, ausfloß. Denn es erhebt sich aus dem Dunkel des Lebens eine neue lichtvollere Erde, wenn die Liebe unsre Sinne läutert, und das Auge mit Klarheit füllt, wie kein kalter

Mensch sie je erkannte. In dieser Zeit aber, wo alles in uns lebendig ist, und wir in süßer Täuschung die äußere Welt für die Sonne unsrer erträumten Erde nehmen, ist eigentlich das Aeussere todt für uns, und selten ziehen Begebenheiten unsre Aufmerksamkeit auf sich, noch seltner setzen sie unsre Speculation in Thätigkeit. Wir fühlen, und darum sehen, darum denken wir nicht. — Das ist unsre Natur, das lebendigste, tiefste, glühendste Gefühl ist nur in uns, isolirt uns, und giebt uns beym Nachdenken unsre Einsamkeit zu erkennen; wir finden uns verlaßen mit dem liebevollsten Herzen, dagegen ein Drama der Welt, wo wichtige merkwürdige Thaten und Schicksale vor uns erscheinen und unsre Aufmerksamkeit reitzen, der Mensch wie aussser sich gesetzt wird, und seine Innigkeit sich in Staunen verliert. Denken kann er nur, wenn seine Seele sich über sich selbst erhebt, und wie ein unsterblicher Genius ihr sterbliches Wesen durch Welt und Schicksal begleitet. Dieser dreyfache Zustand des Menschen, das in sich, aussser sich, und über sich seyn, läßt sich selten im einzelnen gegebnen Fall als getrennt aufweisen, aber es giebt Züge im Gemälde unsers Daseyns, wo ein oder der andere Zustand, wie

lichtere Punkte zwischen dem umgebenden Schatten hervorleuchten.

Abilgards Gefühl, in seiner ersten jugendlichen Kraft, durchdrang alle seine Nerven, es gab ihm eine neue Organisation, und vernichtete die Wirklichkeit des ruhigen Beobachters vor ihm. Er achtete der Warnung Immanuels nicht, ja vielleicht hieß ihn eine versteckte Furcht, er möchte bald erwachen, ihn noch mehr eilen, den vollschäumenden Becher süßer Schwärmereyen auf einmal auszuleeren. Er war glücklich, denn er war ganz er selbst, ohne fremden Zusatz, im Daseyn durch Eigenthümlichkeit vollendet.

Alles, was ihn umgab, war geheiligt, der Blick der Geliebten hatte darauf geruht, und wie der Dichter in Rom, dem jeder Stein, wie ein stummer Lehrer, aus dem goldnen Zeitalter freundlich herüberwinkt, so vernahm der Jüngling von Berg und Thal, von Strom und Wiese die köstlichsten Lehren des Lebens. Alles ward ihm wichtig, jede Blume, die Mathilde ihm reichte, bewahrte er auf als ein Heiligthum, und eine Haarlocke, die sie ihm am freundlichen Morgen schenkte, ruhte an seiner Brust: jeder Schlag

des Herzens erinnerte ihn an das geliebte Pfand. Das Große und Kleine, das die Stäte eines Menschen umgrenzt, hatte sich vor ihm zu einem reitzenden Ganzen verbunden; die Liebe gab ihm das hohe Bewußtseyn einer reinen menschlichen Seele, die sich leuchtend durch das Dunkel des Schicksals beweist. Seine Beschäftigung in diesen Tagen mußte ihn im süßen Rausche immer tiefer einwiegen: die Töne der Flöte dienten als Wellen, auf denen seine Seele zur schönen Insel der Gefühle geführt wurde. Ihm war es, als leitete ein Geist mit leiser zarter Hand ihn in ein unsichtbares Land, wo keine Bilder sein Auge ergötzten, wo sein Fuß keinen festen Punkt ergründete, wo er aber in einem Aether der reinsten Wonne leicht wie auf Flügeln emporgehoben, und wie im Rudertakte immer weiter fortbewegt wurde. Alle Bande an vergängliche Gestalten zerrissen, aber nicht mit Schmerzen: er war im Vorgefühl der Zukunft, wo auch der äußere, ausgedehnte Schein zerfällt, und die Seele zum Ton des Weltalls, zum Accord der Sphären wird.

Und nicht allein der Ton der Flöte ergötzte und läuterte Abilgards Wesen, auch der gei-

ßige Wohllaut der Dichter umlispelte sein Herz. Er las Musarion, er lernte Egmont kennen. Und Egmont ward sein Idol. Egmont, der rasche glückliche Egmont, der in der heitersten überseeligen Stunde aus dem Kopfe seines Dichters entsprang. Seine lebendige Bewegung, sein jugendlicher Muth, und das zarte unüberlegte Gefühl, mußte ihm des Jünglings Liebe gewinnen, um so sichrer gewinnen, da dieser rasche Charakter, dem sonst zur ernsten Schwermuth geneigten Abilgard, eine seiner Jugend mehr angemessene Stimmung gab. Das Gefühl, das gleich einer heißen Mittagsgluth über sein Herz ausgegoßen war, wurde durch den Hinblick auf Egmont wie von Frühlingszephiren gekühlt.

Wenn es Augenblicke in Abilgards vorigem Leben gegeben hatte, wo der Scepticismus aller denkenden Köpfe auch ihn mit dem Fieberfroste befallen, wenn er oft in Stunden der Sehnsucht in dem großen Gebiet der Wesen alles vereinzelt und verlaßen fand, kein Blutstropfen mit dem andern zusammenfloß, sondern jeder für sich neben dem andern fortrollte, und das Auge durch die scheinbare Verschmelzung nur täuschte; wenn er selbst es gefühlt hatte, was jüngst der

Arzt ihm sagte, daß keine edlere Seele auf dieser Erde heimisch würde, — so war dagegen in seinem gegenwärtigen unaussprechlich seeligen Gefühl alles zur schönsten Vollendung gereift, und er glaubte den Mittelpunkt des Weltalls zu kennen, wo alle Kräfte zusammengehalten werden. Wir finden unter seinen Papieren einige Zeilen, die er in dieser Zeit geschrieben, und die wir unsern Lesern mittheilen, weil sie uns seinen Zustand sehr bestimmt zu charakterisiren scheinen.

„Wenn in der Kühle einer Sommernacht, „den rauschenden Strom entlang, ich einsam „wandle, in dunkler Ahndung verlohren, über „mir den großen Bogen in Sternenglanz sehe, „und ich höre die Stimme der Natur in tausend „Leben und Kräften, da denke ich denn an ein „Ende dieser allmächtigen Verkettung, laut klo„pfet mein Herz, und ich blicke innig bewegt, „im Erkennen der Wahrheit hinauf zum Monde, „der sich hinter dichte Gewölke verbirgt, und „nur ihre Beschränkung vergoldet. Des Men„schen Werke verstehe ich, soweit sie ihm die „Schöpfung verdanken, doch was außer mir „liegt, ist nicht das Eine, zu dem sich im Brenn„punkte die Strahlen vereinigen, durch das In-

„strument des Organs. Was ich begreife, ha„be ich vereiniget, und die Natur außer mir hat „keine Farbe. Aber wenn mich der Duft der „Blüthen umweht, wenn im rauschenden Was„ser ich erkenne die bildenden, bewegten Kräfte „des Weltalls, — wenn Mathilde liebend „mich an den Busen drückt, und ich blicke durch „eine Thräne ins Heiligthum ihrer Seele, dann „fühle ich mich ein Glied in der ewigen Kette, „und ich verstehe die Harmonie der lebendigen „Natur."

Sechstes Capitel.

Am dritten Tage, auf welchem die Auflösung des Räthsels mit Immanuel, folgen sollte, kam die Baronesse zurück. Sie war sehr ernsthaft. „Ich glaubte Sie bey Bernstein," sagte sie zu Abilgard.

„Es war auch mein Vorsatz länger dort zu bleiben, antwortete er, eine Laune hat mich früher fort; und hiehergetrieben.

Die Baronesse. „Sie haben sich, vielleicht ohne es selbst zu wissen, viel Freunde in der Gegend gemacht; die Menschen vertrauen Ih-

nen. Bey meiner Freundin, die ich besuchte, fand ich den Baron. Er schickt einen Sohn auf die Universität, und wünscht ihm einen nützlichen Gesellschafter mitzugeben. Er hatte von Ihnen gehört, und fragte mich. So angenehm mir nun Ihre Gesellschaft ist, so fand ich ein solches Engamement dennoch sehr vortheilhaft, und ich versprach, Ihnen die Sache vorzustellen. Trauen Sie dem Rath einer Freundin, so nehmen Sie den Vorschlag an, es kann Sie nie gereuen, eine Gelegenheit, Ihre Kenntnisse zu bereichern, benutzt zu haben. Indessen müssen Sie sich schnell entschließen, in acht Tagen soll der junge Baron abreisen. Von meiner Fräulein, die Sie liebt und achtet, werden Sie nicht ganz getrennt, mein Sohn wird Sie als Bruder empfangen."

Abilgard hörte, und wußte nicht wie ihm geschah. Sich von Mathilden zu trennen, das war ihm so unmöglich, als dem religiösen Schwärmer der Atheismus.

Die Baronesse sagte ihre Worte mit einem Tone, den er an ihr nicht gewohnt war, sie schien mehr höflich als vertrauend, und entfern-

te sich schnell, als riefe ein dringendes Geschäft sie ab. Er stand wie von der kalten Hand des Todes ergriffen. „Du hast diese Kälte um sie verdient, sagte er sich nach einigen ängstlichen, starren, stummen Minuten;" bey aller Liebe und Erhebung deiner Seele hast du sie hintergangen. Sie, die edle große Frau! Du hast ihr eine Tochter geraubt, die sie vielleicht für ein glänzendes Glück auferzog. Das war nicht der Dank, den sie von dir erwarten konnte."

Der Tag vergieng, und die Baronesse sprach nicht weiter von dem Vorschlage. Der Abbé war noch immer beym Grafen Bernstein, und Abilgard besorgte, er möchte bey seiner Zurückkunft die plötzliche Abreise vom Grafen rügen. Er sah sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, irgend eine scheinbare Entschuldigung zu ersinnen, und vor seiner Wohlthäterin ein Spiel zu treiben, das seinem Charakter so sehr zuwider war. Aber Mathilde hatte ihm, bey Verlust ihrer Liebe, verboten, im geringsten ihre Vertraulichkeit zu verrathen. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er sich in ein Gewebe von unvermeidlichen Unwahrheiten verwickelt, und diese

neue,

neue, ungewohnte Last drückte ihn fast mehr, als die drohende Gefahr, Mathilden verlassen zu müssen. Sein Herz wurde zerrissen. Er wuste nicht, wohin er sich wenden sollte. Der Gedanke, daß Stand und Vermögen ihm den Besitz der Geliebten versagten, stand wie ein drohendes Ungeheuer vor ihm, er fieng an, die bürgerliche Verfassung zu hassen. Auf diesem Wege war keine Rettung. Sollte er dagegen mit schlauem Egoismus, so lange als er konnte, von seiner Lage als Hausgenoße ertheilen, ohne auf die Stimme seines Gewißens zu hören?

In dieser Stimmung erschien ihm der Abend, und die herannahende Zusammenkunft mit Immanuel brachte ihn in neue Unruhe.

Es schlug zwölf. Er saß am offnen Fenster, und sah ins ruhige Thal hinunter. Wer es je empfunden, welche Quaalen ein reines Herz durchbohren, wenn es sich zwischen Wahrheit und Liebe auf dem Scheidewege erblickt, der wird einen Begriff von des guten Jünglings gegenwärtigem Zustand haben. Bald beschloß er, der Baronesse alles zu entdecken. Aber würde sie

nicht desto gewißer auf seine Abreise dringen? Bald wollte er mit Mathilden entfliehen. Aber wohin? Ohne Freund und Rathgeber, ohne ein Herz, außer der Geliebten, das das seinige verstünde, sah er sich verlassen und verkannt von der ganzen weiten Welt. In der schrecklichsten Gefahr, die seinem Herzen drohte, rief er nach Hülfe, und niemand antwortete dem stummen Rufen des Gefühls. Das ferne Läuten einer Dorfglocke tönte durch die Stille der Nacht. Abilgard blickte hin nach der Gegend, und es kam ihm vor, als sähe er Fackeln sich durch Gebüsche winden. Der Anblick ergriff auf eine seltsame Weise sein Herz. Er dachte an Särge und Gräber.

In dem Augenblicke ließ sich, sehr nahe seinem Fenster, eine Zitter hören, eine weibliche Menschenstimme, die Abilgard zu kennen glaubte, begleitete sie; es war dieselbe, deren süße Töne er schon einmal vernommen. Damals hatte er Ursache zu glauben, es wäre Auguste. Sie war nicht hier; Mathildens Stimme konnte es nicht seyn. Welcher wunderbare Geist sang die seltsamen Worte, die er deutlich verstehen konnte:

Ein Glanz durch finstre Nacht ergießet
Sich über Wiese, Fluß und Wald,
Und aus den feuchten Wolken fließet,
Des Nebels magische Gestalt.

Die Hofnung, mit gebundnem Flügel,
Eilt flatternd hin zum Leichenthor; —
Doch über Berg und Thal und Hügel
Erwacht der Ahndung Geisterchor.

Er führet rasch im Zauberkreise
Gestalten wunderbar heran,
Die rüsten sich zur weitern Reise
Durchs Nebelthal wohl himmelan;

Dort weilt, am hellen See der Wahrheit,
Die Seel am einsam stillen Thal,
Sie schaut im Spiegel eigne Klarheit
Und tiefe Sterne sonder Zahl;

Und seitwärts braust mit dunkeln Wellen
Der Strom der Zeit durch Felsen hin: —
„Wer wird des Daseyns Nacht erhellen,
Dem früherloschnen todten Sinn?“ —

Sie weint verlaßner Liebe Thränen,
  Sie fühlt der Trennung bittern Schmerz,
Kein Gott stillt ihr unendlich Sehnen,
  Reicht Balsam für das wunde Herz.

Da wendet sie die feuchten Blicke
  Auf die entflohne schöne Zeit;
Sie fleht der Jugend Traum zurücke,
  Und ach! — sie trinkt Vergeßenheit.

Siebentes Capitel.

Aus seinem Fenster erblickte Abilgard eine schwarze Gestalt, die sich in den Kastanien-Quinquonies langsam hin und herbewegte. Der Mond beleuchtete sie, wenn sein Licht durch die Wipfel der Bäume dringen konnte, und dann glaubte Abilgard eine Zitter in der Hand der schwarzen Gestalt zu sehen; denn er hörte von Zeit zu Zeit einzelne Accorde, welche die Stille der Nacht unterbrachen. Der seltsame Gesang, die Mitternachtsstunde, das Versprechen Immanuels, — alles bestärkte den Jüngling im Glauben, es müßte hier etwas wunderbares vorgehen. Eine unbestimmte Furcht ergriff ihn, und doch ahndete er zugleich ein großes wichtiges

Schicksal, das sich ihm heute offenbaren würde. Das machte ihn feierlich, und in solcher Stimmung ergriff er den Muth, nahm einen Säbel, den er vom Grafen Bernstein jüngst zum Geschenk erhalten, von der Wand, und verließ sein Zimmer mit dem Entschluß, die schwarze Gestalt anzureden. Als er hinunterkam, schien diese vor seinen Tritten zu fliehen, indem sie sich schnell in ein nahes Gebüsch verlohr. Abilgard folgte ihr in die labyrinthischen Gänge; aber in welchem sollte er sie suchen, da diese sich zahllos durchkreutzten? Er stand stille und horchte, ob er nichts aus dem Rauschen der Blätter erfahren könnte. — Und er hörte wieder die Töne der Zitter. Leise nahte er sich der Gegend, wo sie herkamen, aber sie schienen sich immer mehr von ihm zu entfernen. — So war er, sich selbst unbewust, an einen, vom Schlosse entlegenen, freyen Platz gekommen, in deßen Mitte eine Fontaine sprang. Der weiße Schaum stürzte in der hellen Nacht prachtvoll von seiner Höhe nieder in die Tiefe. Abilgard sah, von seltsamen Gefühlen bis ins Innerste bewegt, dem Steigen und Fallen des Wassers zu. Ein regelloses Gewühl von Gestalten der Erinnerung und der Ahndung bewegte sich vor seiner Phantasie.

LB Coburg

Die Zitter ließ sich wieder hören, und der Gesang begann:

Wehet freundliche Lüfte von Westen,
Wehet Kühlung der glühenden Wange
Wenn im Schimmer des Mondes ich einsam
Wandle im Thale.

In der brausenden Woge des Stromes
In den säuselnden Wipfeln der Bäume
Tönt des klopfenden Herzens Empfindung:
Ewige Liebe!

Wirf den hüllenden Schleier vom Antlitz
In der Kühle des dämmernden Abends,
Daß ich liebend am Busen dir sinke,
Heilige Unschuld!

„Wer bist Du, rief Abilgard mit lauter, feierlicher Stimme, geheimnißvolles Wesen, das schon zum drittenmal in wunderbaren Worten meine tiefsten Empfindungen mir offenbaret? Bist Du die Liebe? Bist Du die Unschuld? so nahe Dich mir, und rede.“

„Ich bin Dein Schutzgeist!" antwortete eine zarte, weibliche Stimme. Was ich Dir bringe, ist freundlich wie die Töne, in welchen ich mit Dir gesprochen."

„Und was bringst Du mir?" fragte Abilgard.

„Drey Worte:" antwortete die Stimme, Fliehe nach Spanien!"

„Vor wem soll ich fliehen?" sagte Abilgard.

„Vor der Einseitigkeit und vor der Täuschung," sagte die Stimme.

„Warum, fragte Abilgard weiter, soll ich freundliche Verhältnisse verlassen, in denen ich lebe, um in ein Priestervolles Land zu ziehen, das ich nicht kenne?"

Die Stimme antwortete nicht. Abilgard rief laut und lauter, aber umsonst: Es blieb stille um ihn her.

Er dachte nicht über den möglichen Zusammenhang dieser Begebenheit, er untersuchte nicht,

ob ein Wunder, oder ein natürliches Zusammentreffen der Umstände sie herbeygeführt; nur die drey Worte, die sein angeblicher Schutzgeist, in nachdrücklich ernstem Tone gesprochen, wiederholte er sich unaufhörlich. Er sann ängstlich dem Sinne der Worte nach: sie schienen ihm nichts zu sagen, als Trennung von Mathilden. Das ergriff und preßte seine Brust, und er weinte laut.

Nach Verlauf von zwey Stunden, von denen er sich keine Rechenschaft geben konnte, begab er sich nach der Gegend des Parkes, wo über einen kleinen rauschenden Bach eine weiße Brücke führte. Er wollte hier Immanuel erwarten. Ein leiser Wind bewegte die schlanken Pappeln, deren Schatten wie Geister über die Erde schwebten. Es ward unserm Freunde sonderbar zu Muthe, eine innere Stimme rief in ängstlichen Tönen ihm zu, er würde jetzt von allen freundlichen Gestalten der Jugend und Liebe scheiden müßen. Und es war, als wollte er noch einmal sie alle an seine Brust drücken. Der Geliebten Bild war in seiner Seele lebendig geworden, und es lebte mit allen unendlichen Reitzen, die seine Sinne bezauberten. „Süße

freundliche Gewohnheit jugendlicher Gefühle, sprach Abilgard leise vor sich hin, willst du schon jetzt den Jüngling verlaßen, der durch dich das Leben schön, und die Welt einen Garten fand? — Eile nicht so schnelle vorüber, helle Woge, die des Menschen Herz hoch empor über den sandigen Grund des alltäglichen Lebens trug. Ach — weit von hier, will' mich das Schicksal führen, und hier, nur hier blühen die schönen Blumen des Glücks; ein fremder Himmel wird sie tödten. Doch wer leitet, wer führt mich von hier weg? Soll ich das hohe Vertrauen, das Dankbarkeit und Liebe mir einflößt, verleugnen, um unbekannten Wesen zu folgen? Und doch — auch die Baronesse will, ich soll fort. So drängt mich alles, und ich werde aus dem Paradiese, das Natur und Liebe um mich her erschuf, vertrieben, ohne gesündigt zu haben. Ist das Schicksal des Menschen, daß des Einzelnen Leben ein Miniaturgemälde der Geschichte seines ganzen Geschlechts werden sollte? Ist das Ganze im Einen, und der Eine im Ganzen?" Ach, es zieht ein dunkles Gewölk vor dem klaren Himmel der Phantasie aus Abend hinauf, wenn sich die kalte Erfahrung uns naht, und die Stürme einer vergifteten Leidenschaft alle Nebel und Dün-

ſie aus den Tiefen hinauftreiben. Immanuel, zerſtöre nicht mit rauher Hand die ſüßen Hofnungen, die Erinnerungen, und das erhebende Bewußtſeyn meiner Liebe!“

Immanuel ſtand plötzlich vor Abilgard. Eine lange ehrwürdige Figur, um deren unbedecktes Haupt greiſende Locken hiengen, war in ein weißes herabhängendes Gewand gekleidet. Um den entblößten Hals hieng eine goldene Kette, und an derſelben ein Bild, das Abilgard nicht deutlich unterſcheiden konnte. Auf der linken Bruſt war ein rothes Kreutz geſtickt. In der linken Hand hielt er eine unangezündete Fackel, und in der rechten ein Ritterſchwert. Das ſeltſame Koſtüm Immanuels überraſchte Abilgard ſo ſehr, daß er keinen gewöhnlichen Menſchen, ſondern den Bürger einer andern Welt vor ſich zu ſehen glaubte.

„Biſt Du ein Abgeordneter höherer Geiſter?“ fragte er mit bebender Stimme; und in welcher Abſicht kömmſt Du zu mir? um mich zu erſchrecken oder einzuweihen in die Geheimniſſe der Götter? Biſt Du ein Geiſt, ſo rede, und

laß mich Dir folgen, wenn Du mir den Weg zur Weisheit und zum Glücke zeigen willst!"

„Abilgard, sagte Immanuel mit gesetzter männlicher Stimme, diese Spannung, in der ich Sie antreffe, könnte ich zu meinem Vortheil benutzen, wenn ich eigennützige Absichten auf Sie hätte. Aber die ruhige Vernunft, als deren Abgesandten ich vor Ihnen erscheine, verachtet alle Mittel, die nicht ihr Gepräge tragen. Sie sind von Schwärmereyen der Jugend, und einer entnervenden Leidenschaft umstrickt; könnte es mir gelingen, diese entehrende Bande zu lösen, so wäre die gegenwärtige Stunde die heiligste Ihres Lebens, und mein Lohn der süßeste, deßen Menschen fähig sind. — „Wie Sie mich hier sehen, werde ich Ihnen nur einmal noch wiedererscheinen, in dem Augenblick, da alle Räthsel Ihres Lebens sich lösen werden."

„Meine Zeit ist kurz. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist viel, und mancherley. Hören Sie es an, und erforschen Sie den Zusammenhang deßen, was ich Ihnen, scheinbar verworren, vortrage. Die Welt liegt vor uns, wie ein großes Mannichfaltiges, unser Geist soll die

Einheit hineinbringen. Alles Fremde, das zu uns spricht, spricht nur wie ein ungeordnetes Chaos; die geordnete Schöpfung geht aus uns selbst hervor."

„Ihr Sinn für das Schöne ist in einem ungewöhnlichen Grade regsam, und auch nach dem Fehltritte, zu dem die Natur selbst Sie verleitete, fühlen Sie sich noch unverdorbnen Herzens. Nur laßen Sie die Liebenswürdigkeit des Jünglings nicht in dem Alter des Mannes fortdauern, und seyn Sie ruhig und gut in jedem Augenblick Ihres schönen Lebens."

„Bedenken Sie, daß wir nur Menschen sind, in so fern wir rein, und soweit als möglich denken."

„Machen Sie sich ja, was Sie anschauen, so deutlich als möglich, und erschrecken vor keinem Resultat, und nie vor einer Empfindung."

„Die Liebe zur Wahrheit ist die edelste Liebe, und das Bestreben nach ihr umfaßt jede Tugend."

„Das deutliche Denken haben Sie in der letzten Periode Ihres Lebens vernachläßigt. Daher wird der innere Sturm, der Ihnen jetzt bevorsteht, um so heftiger wüthen. Aber das Schicksal gebietet, und der sterbliche Mensch soll nicht den Lauf desselben aufhalten wollen.“

„Empfangen Sie hier einige Papiere, die Ihnen über den Charakter Mathildens einen vorläufigen Aufschluß geben sollen. Sie werden sich unglücklich fühlen; nur hassen Sie nicht, und lernen Sie die einzelnen Flecken dieses reitzenden Geschöpfs im Zusammenhang mit dem ganzen Menschen begreiffen.“

„Hoffen Sie in der Wüste der Welt auf keine fremde Hülfe, Ihr eignes geläutertes Herz wird Sie im Kampfe erhalten.“

„Arbeiten Sie mit allen Kräften daran, die Gesetze der Vernunft in Ihren Handlungen darzustellen. Und haben Sie durch Freyheit — Harmonie in sich gebracht, dann erwarten Sie vom Schicksal und von mir, einst in dem Kreise einer edlen Familie als ein würdiges Mitglied aufgenommen zu werden. Mutter und Geschwister

werden Sie an das vollströmende Herz drücken, und der Fremdling in der Welt, der Geängstete, Getäuschte, Vertriebne wird zum erstenmal, von allen künstlichen Verhältnißen befreyt, die sanften Bande der Natur erkennen, und mit stillem Dank an die Menschen sich erinnern, die ihn im Verborgenen, wie Genieen, von der Wiege bis auf das Gebirge begleiteten."

„Werden Sie ein ruhiger Beobachter der Welt, und ihres veränderlichen Daseyns. Dabey lernt der Mensch am sichersten das Bleibende im Wechsel aufzufinden."

Eine Rakette stieg in einiger Entfernung in die Höhe.

„Meine Zeit ist vorüber, sagte Immanuel, laßen wir nur noch die Welt und ihre Geschichte im Schattenspiel vor uns vorüberziehen."

Zwey Bauern traten auf. Sie brachten Reisholz herbey, legten es auf die Erde, und zündeten es an. Ein Priester kam hinzu, und streute Weihrauch in die Flammen. Plötzlich stürzten einige Soldaten aus dem Gebüsch, ga-

ben Feuer, und verjagten die erschreckten Bauern, und den Priester. — Immanuel zündete die Fackel, die er in der Hand hielt, an dem brennenden Reisholz an, und hielt sie den Soldaten vors Gesicht. Diese streckten sogleich das Gewehr, reichten Immanuel die Hand, und alle, nebst Priester und Bauern, die wieder herbeykamen, riefen mit heller Stimme: „Friede! Friede!“

Die Personen des wunderlichen Schauspiels verloren sich sehr bald wieder, bis auf Immanuel, der Abilgarden noch das feierliche Versprechen abforderte, niemanden etwas von diesem Auftritt zu sagen. Er umarmte ihn sodann, und ließ den Jüngling allein, der staunend über das unbegreifliche Abentheuer da stand, und nichts mehr sah als die Flamme, die dem Verlöschen nahe war. Abilgard schaffte ihr neue Nahrung, setzte sich davor, und öfnete das Papier, das ihm Aufschluß über Mathilden geben sollte. Eine Menge entsiegelter Briefe fielen Abilgarden in den Schoos; sie waren sämmtlich an das Fräulein von Tautenberg gerichtet, bis auf einige wenige, die, wie Abilgard sogleich erkannte, sie selbst geschrieben hatte.

te. Abilgard öfnete hastig den einen, auf dem Corinella's Addresse stand. Er las:

„Es scheint Dir Ernst zu seyn mit Deiner „Entfernung? Thue was Dir gut dünkt, nur „laße sie nicht zu lange dauern, und wisse, daß „ein liebendes Herz Dir in die Einsamkeit folgt. „Was mir den Schein von Kaltsinn gab, sage „ich Dir wohl einst; für jetzt glaube meiner Ver„sicherung, daß es nur Schein war. Ich weiß „oft nicht, wie mir ist: — ich liebe und hasse „Dich zugleich. Ich will Dich vergessen, und „fühle doch in jedem Augenblick: vouloir ou„blier quelqu'un, c'est y penser.

„Wenn Du auf Abilgarden böse bist, so „thust Du unrecht, er ist ein gutes Kind, und „ich behandle ihn wie ein Kind, das man lieb „hat, wenn es lenksam ist, und unsrer Erzie„hung Ehre zu machen verspricht. — Meine „Mutter selbst wünscht, daß ich vertraulich mit „ihm umgehe; denn er ist ihr von zu guter Hand „empfohlen worden. Alle Welt macht mehr We„sens von ihm, als der Mühe werth ist; war„um soll ich ihn aus dem süßen Traume wecken, „der ihn sich selbst als bedeutend vorspiegelt?"

„Genug, und zu viel von ihm. Morgen geht er auf einige Tage mit dem Abbé zum Grafen Bernstein. Man sagt, auch Du würdest dort seyn. Meine Mutter reist in Kurzem zur Wellenstein. Dann bin ich, wenn Louise nicht zu mir kömmt, allein. Denke, wie sonst, beym Untergange der Sonne, an mich. Ich versäume das schöne Schauspiel nicht leicht, und erinnere mich dabey an die hellen Punkte des Lebens. Auch sie sind in der Vergangenheit untergegangen. Aber warum sollen wir nicht hoffen, daß sie an einem andern Orte, wenn auch vielleicht in veränderter Gestalt, wieder aufleben werden? — Lebe wohl, und sey heiter, wie mein Blick, wenn ich Dich sehe."

Mathilde.

Achtes Capitel.

Adilgard erstarrte, da er den Brief gelesen hatte. So fiel noch keiner von seinem Himmel; mit solcher grausamen Schnelligkeit zerdrückte noch nie das Schicksal alle Blüthen, die Jugend und Innigkeit im schönen Garten des Lebens erzogen hatte. Er sprach nicht, nur selten seufzete er tief. Er weinte nicht, aber sein Herz blutete. Der Unglückliche fühlte sich von allen Banden der Liebe losgerissen. Der süße Glaube an Gott und Unsterblichkeit zerfloß wie ein Traum der Phantasie, wie ein Nebel: Gott ist die Liebe, und die Liebe vergieng.

Alles — alles wurde ihm geraubt, in Einem gräßlichen Augenblick geraubt. Sein ganzes bisheriges Leben stürzte vernichtet zusammen. Auch keine freundliche Erinnerung verweilte tröstend bey ihm, denn er sah im entflohenen Glück nur die Vorbereitung seines gegenwärtigen Unglücks. Der Schmerz bot, in seiner unaufhaltsamen Wuth, alle Kräfte der Seele zu seiner eignen Vermehrung auf. Er nannte Mathildens Namen, und in dem öden leeren Raum antwortete niemand dem letzten bangen schauderhaften Rufen des sehnsuchtsvollen verlaßnen Herzens. Wer wird seine Schmerzen lindern, da der Becher vergiftet ist, aus dem er bisher den süßesten Trank des Lebens gekostet hat?

Er kam gegen fünf Uhr nach Hause auf sein Zimmer, wo er von einer Ermattung, die der Ohnmacht näher als dem Schlafe war, auf das Bett geworfen wurde.

Den Morgen hatte sich Gesellschaft in Heimthal eingefunden. So sollte dem Unglücklichen nicht einmal der Trost bleiben, mit der Hülle der Einsamkeit sein entblößtes wundes Herz zu bedecken. — Er wurde vom Grafen Bernstein,

dem Abbé, und — Corinella geweckt. Der Graf machte, mit einer peinigenden Lustigkeit, allerley Anmerkungen über Abilgards schnelles Verschwinden aus seinem Hause. Der Abbé fragte, ob er nichts von Immanuel gehört habe? und Corinella bat die andern Herren, ihn, auf einen Augenblick, mit Abilgarden allein zu laßen. Er hatte Mathildens Brief auf dem Tische liegen sehen, und war in großer Unruhe zu erfahren, auf welche Art er hierher gekommen.

„Um Gotteswillen laßen auch Sie mich allein,“ antwortete Abilgard, nachdem der Graf und Tourmont sich entfernt hatten; — „ich bin unglücklich durch Sie. Forschen Sie nicht, laßen Sie mich allein.“

Corinella ergriff seine Hand, blickte ihn mit feuchtem Auge in sein glühendes, und sagte mit sanftem Ton der Stimme: „Ich sollte Sie verlaßen in dem Augenblick, da unser gleiches Schicksal uns verbindet? — Auch ich bin unglücklich, durch eben das Geschöpf, das Ihre Liebe zerstört hat. Wir wollen verlaßen, aber nicht uns, sondern Mathilden. Wir wollen

in die offne Welt gehen, die, wenn auch gewiß keinen Ersatz, doch Vergeßen uns anbieten kann. — Hier helfen keine Worte. Entschliessen Sie sich schnell. Die Flucht allein kann Sie vor Verzweifeln retten. Folgen Sie mir. Ich habe einen Bruder in Curland: er wird uns freundlich aufnehmen. In jenem einsamen, menschenleeren Lande wollen wir die höheren Bedürfnisse unsers Herzens vergessen lernen. Ueberlegen Sie kurz, und entschließen Sie sich schnell. Wir können morgen abreisen."

Corinella ließ den Unglücklichen allein, ohne seine Antwort abzuwarten, aber er hatte keine Zeit, über den Vorschlag nachzudenken, denn der Arzt trat mit einem großen Buche herein, und kündigte sich als den Ueberbringer eines bedeutenden Schatzes für die Naturgeschichte an.

„Ich habe Ihnen den Lyonet *) mitgebracht, sagte er, — Sie werden über den Fleiß des Mannes erstaunen, der sein Leben einer Rau-

*) Lyonet traité anatomique de la chenille qui ronge le bois de saule. à la Haye. 1762. 4.

pe aufopferte, und seine Glückseeligkeit in ihrer Bekanntschaft suchte und fand."

„Wohl dem, sagte Abilgard, deßen sehnsuchtsvolles Herz seine Zufriedenheit in Wesen sucht, die dem Menschen nicht ähnlich sind."

„Wir sind den Raupen nicht so unähnlich mein Freund!" antwortete der Arzt. Sie kriechen in ihrem Raupenzustand, ohne Flügel, und mit Augen, die nur das Nahe sehen, auf Blättern in großer Gesellschaft neben einander. Dann spinnen sie sich ein, jede für sich, und im Zustande der Ruhe, reifen sie der Verwandlung entgegen; bis sie mit bunten Flügeln, und in die Ferne sehenden Augen*) in der weiten Welt über

*) Die Augen dieser Insekten sind eine der merkwürdigsten Erscheinung in der Natur. Die Raupen haben einfache kleine Augen. Da hingegen die Schmetterlinge in ihrem geflügelten vollkommenen Zustande große componirte telescopische Augen bekommen. Diese sind ungeheure Halbkugeln, die aus vielen tausend Facetten, und eigentlich aus eben so viel besondern kleinen Linsen bestehen, daher jede Facette als ein eignes Auge angesehen werden kann. An der

alle Blumen hinflattern. Sehen Sie, lieber Abilgard, ist das nicht gerade die Geschichte des Menschen? In der Jugend wandeln wir gesellig über den Boden, der uns erzeugte, wie die Raupe auf Blättern. Doch bald ahnden wir einen beßern Zustand, ziehen uns aus dem Gewühl unsrer Kammeraden in die Einsamkeit zurück, und spinnen ein Gewebe von Artigkeit und Schlauheit um unser Herz, das wir in uns selbst verschließen. — In einer gedankenreichen Ruhe, in einer stillen, unbemerkten Bildung unsers Geistes, erlangt sodann die Seele Flügel, und fliegt in diesem freyen veredelten Zustand über der Erde um tausend Blumen, indem sie in die Ferne der Unsterblichkeit sieht."

Abilgard ward innigst gerührt; es war ihm, als müste er vor dem Arzte niederfallen, und danken, daß er in dem zweifelvollsten Augenblick seines Lebens, ihm diese bedeutende Lehre der Erfahrung gegeben hatte. Aber das Schrecken der vorigen Nacht preßte sein Herz fest zusammen, und das scheue Gefühl blieb in ihm

Phalaena cossus zählte Lyonet 22,000 solcher Augen.

verschlossen. Ja er nahm sich vor, durch Handeln, durch Befolgung der Lehre, seinem Freunde einen stillen, und darum den würdigsten Dank zu bringen.

Auch schien er den ganzen Tag jeder Aufforderung des Augenblicks, jeder Laune der Gesellschaft zu folgen. Außer Corinella konnte niemand wissen, was mit ihm vorgegangen sey. Diesem dankte er, im Vorbeygehen, für sein freundschaftliches Anerbieten, die Ursache, warum er indeßen keinen Gebrauch davon machen könne, wolle er ihm zu seiner Zeit schreiben. — Mathilde sah er nicht allein, und es war nicht auffallend, wenn er in Gesellschaft nicht mit ihr sprach. —

Nach dem Abendessen gieng er zeitig auf sein Zimmer. Auf dem Schreibepult lag ein großer Brief, der an ihn gerichtet war. Er öfnete ihn, und fand eine ansehnliche Summe Geldes darin. Zugleich waren auf einem beyliegenden Papiere, von einer unbekannten Hand, folgende Worte geschrieben.

„Du erhältst hiermit hundert Louisd'or zur „Reise. Fliehe nach Spanien. Ich werde Dich

„unsichtbar begleiten. Du wirst am zweckmäs-
„sigsten zuerst nach Hamburg gehen, und von
„dort mit dem ersten Schiffe nach Cadix se-
„geln.“

Eugenia.

Nach dem, was er gestern gesehen und gehört hatte, konnte dieses Blatt, in seiner gegenwärtigen Stimmung ihn fast nicht mehr befremden. Er beschloß, dem Rath der schwarzen Gestalt, von der offenbar das Geld und diese Zeilen herrühren müßten, zu folgen, und bestimmte dieselbe Nacht zu seiner Abreise.

Er ordnete seine Papiere, die größtentheils aus einer Art Tagebuch bestanden, und schrieb in demselben folgende Zeilen, deren Abschrift dem Leser hier nicht unwillkommen seyn werden.

Abends 12 Uhr.

„Stille, schweigende Göttin der Nacht,
„bringe deine Ruhe und Fülle in meine Seele,
„daß ich die verlohrne Innigkeit und Liebe wie-
„der empfinde, die mich so plötzlich, und ach!
„auf immer geflohen. Stimme mein Herz wie-
„der für die Töne der klaren Empfindung, daß

„eine schöne Welt in mir lebendig werde, die
„ich außer mir vergebens suchte. Fort, fort
„aus diesem Kreise, in dem ich mich bewege.
„Ist kein Gott, der mitleidig mir Hülfe sendet,
„und warum stoße ich die Hand von mir, die
„mir Hülfe reichen will? Kein Gedanke ist in
„mir, der tröstend und liebend sich an meinen
„Busen schmiegte. Ueber die Brandstätte mei-
„ner Hofnungen sehe ich hinweg, wie über ein
„leichenvolles Feld. Nichts ist gerettet. Alles
„hat die Flamme zerstört: und auf dem zurück-
„gebliebenen Aschenhaufen soll ich mein Haupt
„zur Ruhe legen? Habt ihr mich so bald ver-
„laßen, holde freundliche Genien der Jugend?
„Wer wird in Treue dem Manne folgen, wäh-
„rend der Jüngling, wie der Anführer eines
„Heeres, mit zahllosem Gefolge durch die Ebene
„des Frühlings kühn und sicher einherschritt?
„Kalte nüchterne Besonnenheit, soll ich mich der
„Leitung deiner rauhen Hand anvertrauen, da
„ich bisher an dem weichen Busen der Liebe,
„mit feuchtem Blick auf die kommenden Tage
„hinschaute? Süßer Taumel des Lebens, inni-
„ge heilige Liebe, die Bande, die mich an Dich
„feßelten, sind noch nicht zerrißen, ich fühle an
„den Schmerzen, daß sie jetzt erst durchschnitten

„werden. Von dir soll ich scheiden, meine Mut-
„ter, die mich in den rosenumblühten Gärten
„des Daseyns erzogen, in deren glänzenden
„Spiegeln ich die Welt, und die Menschen bis-
„her gesehen? So bedecke dich denn auf ewig
„mit Wolken, freundlicher heitrer Himmel der
„Liebe. Ich wandre ein einsamer Mensch, nur
„von Ernst, Besonnenheit und Stolz begleitet,
„auf gebahntem Wege sechs lange Jahre hin-
„durch, und dann werde ich, von neuem ge-
„bohren, zu einem schöneren Frühling erwa-
„chen. Auch von mir soll einst die Nachwelt hö-
„ren."

„Lebet wohl ihr kühlen Schatten, die ihr
„oft den Ruf der sehnenden Liebe gehört habt.
„Lebe wohl dunkle Laube, in der ich zuerst lie-
„bend an ihrem Busen sank." —

„Leben Sie wohl, edle Frau, die freund-
„lich und gütig den irrenden Fremdling aufnahm,
„und weise Lehren der Erfahrung eines edlen
„Herzens ihm anvertraute. Möchten Sie nie er-
„fahren, was mich von hier treibt, denn so lan-
„ge Sie mich verkennen, wird Ihre Tochter Sie
„glücklich machen."

„Und auch Du, Mathilde, lebe wohl, „ich liebte Dich innig und unaussprechlich. Wer„de wieder gut, denke an mich, wenn Du an „Unschuld und Wahrheit denkest, und wenn „Du ihrem Verluste eine Thräne weinst, so laß „mein Bild in Deiner Seele lebendig wer„den!" . . . . . .

Die Rechnungen, die er bisher für die Baronesse geführt hatte, waren mit leichter Mühe in Ordnung gebracht. Er schrieb seiner Wohlthäterin noch einige Zeilen, worin er sie um schonende Beurtheilung seiner Flucht bat.

Nicht so schnell wurde er mit seinem Reisegepäcke fertig. Was er an Wäsche und Kleidern besaß, war ein Geschenk der Baronesse. Adilgard schwankte im Entschlusse, ob er in eben dem dürftigen Kostum von Heimthal wegziehen sollte, als er hingekommen war? oder ob er die erlangte Garderobe zum Andenken der edlen Frau mitnehmen dürfe? Nach manchem vergeblichen Hin- und Hersinnen, entschied der Gedanke bey ihm, daß die Baronesse es für beleidigenden Stolz auslegen könnte, wenn er sein Eigenthum ihr zurückließe.

Während dem Kramen fielen ihm noch die Papiere in die Hände, welche der Prior seines Klosters ihm mitgegeben. Sie waren noch unerbrochen. Er machte ein Couvert darüber, adreßirte sie an Immanuel, und bat ihn, dieselben bis zu seiner Zurückkunft aufzubewahren, im Fall er keine Gelegenheit fände, sie zu befördern.

Um zwey Uhr nach Mitternacht war er völlig reisefertig. Aber jetzt entstand die Frage, wer den Mantelsack, worin er alles gepackt hatte, aus dem Hause schaffen sollte? Er hatte beschlossen, nach der Stadt zu gehen, und von dort mit Postpferden weiter zu reisen. W. lag aber zwey Stunden von Heimthal entfernt, bis dahin konnte der Mantelsack eine ziemlich beschwerliche Last werden.

„Bist du nicht ein Thor, sagte er nach einigem Nachdenken zu sich selbst, dich vor einer kleinen Last zu scheuen, während eine unendlich grössere deine Seele drückt!“

Es ist, als hätte eine mitleidige Hand dem Menschen im Unglück die Augen verbunden, daß

er das große vergesse, und sein Blick, wie unter der Binde hervor, nur auf kleinere Uebel falle, die im Gefolge des größesten sind.

Abilgard nahm den Mantelsack unter den Arm, und freute sich im Voraus der Mühe, die er ihm kosten würde. Er öfnete die Thüre seines Zimmers, warf noch einen wehmüthigen Blick hinein, seufzete, und verließ es, um nicht wieder zu kommen.

Stille herrschte im Hause, und schien seine Flucht zu begünstigen, er aber nahm diese Stille nur für den Ausdruck des Vertrauens zu ihm, und ward tief davon gerührt. „Niemand ahndet, was du beginnst, sagte er zu sich selbst, und morgen wird dir vielleicht manches trübe Auge auf dem unbekannten Wege nachblicken.“

Er trat hinaus, und sah nach allen Fenstern; in keinem fand er Licht. Der Mond war eben aufgegangen, die Nacht war so innig und warm. „Ruhig mein Herz, auch wenn du zerspringen möchtest,“ sagte er, „es ist ja alles vorübergegangen in der Schöpfung, warum wolltest du eine Ewigkeit ergriffen haben. Es ist vorbey. Wandre weiter.“

Er gieng, und sah sich wieder um. Der Anblick des Schlosses im Mondschein that ihm so wohl, und ach! so weh. — Er gieng wieder, und je weiter er gieng, desto fester fühlte er die Fäden angespannt, mit denen sein Herz an Heimthal hieng; wie Saiten gaben sie in der größeren Spannung immer feinere Töne an.

Endlich kam er an die Stelle, wo der Weg ins Thal hineinbog, und die Aussicht aufs Schloß verbarg. Er sah sich noch einmal um. Noch stand es da. Er gieng zehn Schritte vorwärts, blickte zurück, und — es war verschwunden.

Da warf er sich nieder auf ein Felsenstück, und heiße Thränen brannten auf seinen Wangen.

Neuntes Capitel.

Abilgard hatte, von seltsamen Phantasieen gequält, die ganze Nacht unter freyem Himmel zugebracht. Er kam erst am späten Morgen nach W.; ließ sich aber sogleich Postpferde geben, mit welchen er den Mittag schon in E. anlangte. Er sehnte sich schnell fort, von dem Orte, wo sein Glück zusammengestürzt war.

Während der Fahrt wollte er seine Aufmerksamkeit auf alles hinleiten, was ihm begegnete, aber die Gedanken kehrten herrisch immer wieder in den gewohnten Besitz zurück. So bemerkte er in E. kaum, daß in eben dem Zimmer des Posthauses, worin er abgetreten war, ein lan-

ger hagerer Mann, im grauen Kleide, auf und abgieng, und seine Ungeduld über das Ausbleiben der Pferde ziemlich laut zu erkennen gab. Erst da der Postmeister hereintrat, und ein förmlicher Zank entstand, achtete Abilgard darauf. Der Postmeister entschuldigte sich durch den Umstand, daß der Herzog von C. diesen Morgen mit dreyßig Pferden durchgereist sey, und sagte, daß er unter zwey Stunden deswegen nicht im Stande wäre, den Herrn weiter zu fördern. Der Fremde bot für jedes Pferd einen Louisd'or, aber umsonst. Abilgard, der hieraus sah, daß auch er würde warten müssen, fügte sich sehr geduldig in sein Schicksal. Er gieng ans Fenster, und übersah die freundliche Gegend. Er glaubte einige Aehnlichkeit mit Heimthal zu finden, und ward dadurch aufs innigste gerührt. Seine Gedanken durchkreuzten sich, sein Herz schlug heftig, und in seinem Innern entstand ein Tumult, der gegen das äußere Lermen des Fremden und des Postmeisters sonderbar abstach.

Auch Abilgard fühlte die Dißonanz, und sein musicalischer Sinn trieb ihn hinaus, im Freyen der Natur sie aufzulösen. An dem Hause lag ein Garten, und durch denselben konnte

man das Feld gewinnen, ohne durch die Strassen der Stadt zu gehen. Abilgard, dem die einsame Stille angemessener war, als das Gewühl der Menschen, wählte diesen Weg, um die Ruine eines alten Bergschlosses zu besuchen, die er aus dem Fenster in einer geringen Entfernung, und nicht beträchtlichen Höhe wahrgenommen hatte. Seine Müdigkeit, die nach der durchwachten Nacht sehr natürlich war, konnte ihn nicht hindern, den Berg zu besteigen. Das zertrümmerte Schloß zog ihn an sich, — es war ein Bild seines eignen Zustandes, — und diese Sympathie ließ ihn den Körper vergeßen.

Er hatte bald die Höhe erreicht, und überließ sich beym Anblick der Ruinen dem wehmüthig-süßen Eindruck, indem er starr vor sich hinsah — auf die zerrissene Steinmasse. — Auf der einen Thüre des Schlosses erblickte er die Jahreszahl 1555. Seine Phantasie versetzte ihn in die Zeiten der Vergangenheit. Vor den hohen Fenstern dachte er sich Menschen aus den Ritterzeiten, und empfand die Erinnerung ihrer verhallten Gefühle.

„Es ist keine Spur mehr von ihnen, sagte er, als in meinem armen, verlaßnen, zerrißnen Herzen; — und welche Spur ist von mir unter den Menschen, unter denen ich noch lebe? Dort bald vergessen, und hier unbekannt! — Seltsames Schicksal! Schon in meiner Jugend verlohr ich mich gerne in traurige Gefühle, — oft ohne Veranlaßung. Welche Gottheit hielt mir damals die Ahndung künftiger Zeiten vor die Seele? Sollt' ich frühe mit dem Unglück, mit den Schmerzen vertraut werden, um sie später weniger zu fühlen? — — Ich fühle sie tief und ganz." „Süßer flüchtiger Traum des Glückes, wohin bist du entflohen? Ach, keine künftige Stunde bringt die vorigen zurück. Vergänglichkeit ist das Gesetz der Welt. Das Gras wächst nur über Gräber, und der Wind zerstreut, wo er auch wehe, die Asche der Verstorbenen. Nur aus Menschenschädeln und Gerippen besteht die Erde, über sie laufen die Ströme, aus ihnen wachsen vergängliche Blumen, und die drohenden Felsen sind nur ein versteinertes Knochenhaus des ganzen verstorbnen Menschengeschlechts."

„Ach, und diese Hinfälligkeit der Natur haben die Menschen durch die Treulosigkeit ihrer

Herzen noch vermehrt! Es ist alles dahin. Und wem klage ich in vorübereilenden, ungehörten — und wenn sie gehört wurden, — in unverstandnen Worten die Lehre des Weltalls? — So verhallt jedes Rufen des Herzens, jede Sehnsucht der Seele, wie der Wind, der über die zerfallnen Mauern weht!" —

Abilgard verließ traurig, wiewohl dem Anscheine nach ruhig, das Bergschloß. Er fand den Fremden nicht mehr im Posthause, und schloß daraus, daß er lange abwesend gewesen seyn müßte. Nach einer halben Stunde waren auch seine Pferde bereit, und er fuhr, in sich selbst vertieft, rasch der nächsten Station, nach S. zu.

Auf halben Wege sprengte ein Husaren-Officier von E. an seinen Wagen heran, und fragte, ob er nicht einer hellgelben Reise-Caläsche begegnet sey, und in derselben einen grauen magern Mann, gesehen habe.

„Er ist über eine Stunde vor uns von E. fortgefahren," sagte der Postillion.

„Verflucht, antwortete der Husar, wenn mir der Kerl entwischen sollte. Habt ihr nicht gehört, wohin er seine Reise nehmen wollte?“

„Die Pferde waren bis S. bezahlt,“ sagte der Postillion.

Der Officier sprengte darauf in der größten Eile nach S. zu, und Abilgard, der weder seine, noch des grauen Mannes Unruhe, ihrer Veranlaßung nach, kannte, vergaß sie beyde sehr bald.

Der Abend nahte heran, und er sah die freundliche Stadt mit ihrem stolzen Schlosse und hohen Thürmen vor sich liegen. Die daran stossenden Berge, und ein alter ehrwürdiger Eichenwald, bildeten eine mahlerische Aussicht. Die Natur sprach zu ihm, und er fand sie schön, aber nicht mit dem erhebenden Gefühl, das ihn sonst unter dem offenen Himmel zu ergreiffen pflegte. Er ward traurig, weich, und fühlte von neuem mit doppelter Gewalt die ganze Last seines Unglücks auf ihn eindringen. Er wiederholte sich alle Auftritte des Glücks, das er an Mathil-

dens Seite empfunden, mit Schmerzen erkannte er, daß die süßesten Freuden seines Lebens unwiederbringlich verloren wären, und daß selbst die Allmacht eines Gottes es nicht vermöchte, den Strom der Zeit wieder durch die sonnigen Ufer der Jugend zu leiten. Er stand in seinem Wagen auf, und blickte hinter sich, um die ganze Gegend, in welcher er sich befand, zu übersehen. Graue Gebirge begrenzten eine weite Perspective. Die Sonne neigte sich ihrem Untergange, und verbarg sich so eben hinter dichte Gewölke. „Dorthin liegt Heimthal," sagte er; der Postillion fuhr schärfer zu, und Abilgard sah sich bald umringt von den engen Stadtmauern.

Zehntes Capitel.

Abilgard kehrte im Gasthof zum römischen Kaiser ein. Das Zimmer, das ihm angewiesen wurde, hatte ein so heitres, geschmackvolles Ansehen, daß er beschloß, einige Tage hier zu bleiben. Da ohnehin die Stadt mancherley Merkwürdigkeiten besaß, so konnte es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, sich zu zerstreuen: denn sich selbst zu fliehen, war die einzige Rettung, die ihm vor dem verzehrenden Kummer übrig blieb.

Den andern Morgen weckte ihn das Gerassel der Wagen, und das laute Gewühl arbeitsamer Menschen, die sich geschäftig auf der Gasse hin und herbewegten. Die Stadt war volkreich,

und da heute gerade ein Markttag eintraf, so gewann sie ein noch lebendigeres Ansehen.

Abilgard stand vor seinem Fenster, das die Aussicht auf einen offenen Platz hatte. Er sah mit Wohlgefallen auf den bunten Haufen, der ihm als ein Bild menschlicher Betriebsamkeit erschien. Er dachte nicht an die Zwecke, die jeder Einzelne in diesem Getümmel verfolgte, und die wohl sehr unbedeutend, vielleicht oft niedrig seyn mochten: dadurch wäre seine Freude wahrscheinlich getrübt worden; — nur die Thätigkeit, das Spiel lebender Kräfte, das er hier dargestellt fand, reitzte sein Nachdenken. Und was könnte geschickter seyn, frohen Ernst und Besonnenheit zu erwecken, als gerade die Thätigkeit, indem der menschliche Geist in ihr sein eigenthümlichstes Wesen, den vollen Zweck seines Daseyns, erkennt? —

In der Stimmung, die hierdurch in ihm rege ward, kehrte er den Blick in sein Inneres zurück: er fand sich gut, denn er fand sich voll Kraft und Muth, im Verlaufe seines Lebens als Mann zu handeln. Auf die Vergangenheit sah er dabey, wie von einem höheren Standpunkt,

herab, Nicht mit Schmerzen, die dem Verlohrnen nachweinen, sondern mit der Ruhe des Denkers, der vor die Erscheinungen des Lebens beobachtend tritt, sagte er zu sich selbst: „Wunderbar! Hätte mich doch der erste Anblick Mathildens warnen sollen, nicht auf die zweydeutige Schönheit des Körpers, alles Glück der Seele zu setzen. War es nicht, als ob der Zufall den keuschen Sinn des unentweihten Jünglings aufregen, und von der Gestalt zurückschrecken wollte? Wahrlich! es giebt eine Stimme der Ahndung, die bey den Begebenheiten der Gegenwart auf die Zukunft hindeutet: Auch der Traum vor dem Morgen, da ich Augusten aus dem Wasser rettete, wollte mir mein Schicksal voraussagen. — — Es ist vorbey, und wie an die Todten, will ich nie mit Bitterkeit an Mathilden denken."

Er sah wieder zum Fenster hinaus, und erblickte den Husaren-Officier, der sich durch die Menge durchdrengte, und auf den Gasthof zukam. Zu seiner großen Verwunderung bemerkte er zugleich den grauen Mann, der mit dem Officier Arm in Arm gieng. Abilgard wußte nicht, ob der graue Mann freundschaftlich oder

gezwungen dem Husaren folge; die freundliche Miene aber, womit sie sich einander ansahen, ließ bald keinen Zweifel an der Vermuthung, daß sich die Feinde versöhnt haben müßten.

Den Mittag speiste Abilgard an der Table d'hotes. Es war eine zahlreiche Gesellschaft, und der Zufall fügte es, daß unser Freund gerade den beyden Menschen gegenüber zu sitzen kam, die er dem Ansehen nach kännte, und die, ohne daß er sich den Grund davon deutlich angeben konnte, ihn interessirten, wenigstens seine Neugierde schon erregt hatten. Das Gespräch wurde bald lebhaft. Holland war gerade in dieser Zeit von den Neufranken erobert worden, und diese wichtige Begebenheit beschäftigte alle Köpfe. Auch an dieser Tafel kamen darüber mancherley Urtheile zum Vorschein. Eine Behauptung erregte vorzüglich allgemeine Aufmerksamkeit, und gab Veranlassung, daß die verschiedenen Partheyen sich offenbarten. Es warf nämlich jemand die Frage auf, ob nicht über lang oder kurz die westlichen Republikaner auch Deutschland überschwemmen, Uneinigkeit unter den einzelnen Staaten oder Separatfrieden stiften, und die Verfassung des Reichs in ihrer Grundfeste erschüttern wür-

den? Mehrere hielten diese, den Fürsten gefährliche Periode, nicht sehr entfernt mehr. „Oestreich ist dieser ganze Stütze, sagte der eine, und Oestreich wird am ersten treulos werden. Sodann ist Revolution in Deutschland unvermeidlich."

„Wir haben für Teutschland nichts zu fürchten, sagte der graue Mann. Die Teutschen sind nicht zu Republikanern organisirt. Frankreich kann die eine Hälfte unsers Vaterlandes erobern, die andere bleibt doch Teutschland. Eine republikanische Verfassung ist wie ein Gebäude, das ganz aus Quadersteinen zusammengesetzt wird. Ehe man aber daran bauen kann, müßen die einzelnen Steine erst geschliffen werden."

Diese Bemerkung machte nicht den angenehmsten Eindruck, und die Unterhaltung gerieth dabey in einige Stockung, indem sich die Leute einander ansahen. Unserm Abilgard hingegen gefiel die Meynung; forschend betrachtete er den Mann, der seine Nation zu kennen schien, und Muth genug besaß, sein strenges Urtheil laut zu sagen. Er bemerkte, daß der Fremde mit stolzer zuversichtlicher Miene die großen dunkeln Au-

gen rund um den Tisch rollen ließ, als wollte er fragen: Wer ist unter euch, auf den mein Urtheil nicht paßt?" —

„Es giebt indessen auch in Teutschland der geschliffenen Steine genug, sagte der Husaren-Officier, vielleicht fehlt es nur an einer zweckmässigen Anstalt, sie zusammenzubringen."

„Der Vorschlag, sie zu sammeln, würde bis jetzt noch wenig Glück machen," antwortete der graue Mann.

„Auch möchten die Einzelnen, die nicht nach einem Maaße zugeschnitten wurden, schwerlich sogleich zu einander passen," sagte Abilgard.

Der graue Mann. „Daraus könnte höchstens eine mechanische Ungleichheit entstehen, und darauf kömmt es bey einem Staatsgebäude nicht an; im Gegentheil, die größte Mannigfaltigkeit ist hier die höchste Zweckmäßigkeit, — es fügt sich alles beßer in einander, — reibt sich gegen einander ab. Vielleicht liegt der Grund unserer Verbildung gerade darin, daß man der Natur keine Freyheit läßt, sich zu entwickeln. Der

Teutsche soll überall nach allgemeinen Regeln handeln; darum erstirbt sein Gefühl in der Geburt. Fängt er doch jetzt sogar an, die Kunst nach Formeln zu würdigen. Warum sonst fehlt es unserer Nation an Charakter, als weil der Teutsche alles beurtheilt, und nichts darstellt. Bleibt er nicht immer zurück, wo es auf schnelle Wirkung ankömmt? Von jeher hat er sich der Alleinherrschaft seiner Philosophen unterworfen. Wenn der Engländer, der Franzose, und selbst der Spanier nie fragt, was wollen deine Weisen aus dir machen? sondern, wozu fühlst du Kraft und Lust? — so ist dagegen unser phlegmatischer Landsmann ewig nur ein Schüler, der sein Leben nachschreibt, wie es der Meister will."

Der Officier. „Man thut dem Teutschen zuviel Ehre an, wenn man glaubt, er folge seinen Philosophen."

Der graue Mann. „Allen Geist hat er dennoch auf Schulen erlernt. In jeder Gesellschaft gebildeter Leute findet man in England Sceptiker, Materialisten, Idealisten, Fatalisten, je nachdem der natürliche Charakter des Einzelnen ihn gebildet: und diese Verschiedenheit der

Meinungen belebt die Unterhaltung; in Deutschland sind es nur Kantianer oder Antikantianer, oder höchstens Menschen, die gar nichts wissen, was im Reiche der Geister vorgeht. — Von dem, was die Natur durch sich selbst wird, haben wenig Menschen einen Begriff."

Abilgard. „Der Werth des Menschen aber ist größer, der nicht seiner, unwillkührlich in ihm wirkenden, Natur, sondern dem freyen Willen folgt; der nicht fragt: Was bist Du geworden? sondern, was hast Du aus Dir gemacht?"

Der graue Mann. „In dieser Idee der Freyheit liegt gerade der Grund, warum wir soviel an uns gekünstelt haben, warum wir so intolerant geworden. Man vergaß, daß selbst die Idee der Freyheit ein freywilliges Produkt der Einbildungskraft sey, daß sie nur im Geiste existire und nicht in der Sinnenwelt aufgesucht werden dürfe. — Wer sich bilden will, darf nicht seinen Charakter ersinnen wollen, — man muß sich gehen laßen. Wer unsrer wahren Cultur zu Hülfe kommen will, muß, aus Ach-

tung für unsre Eigenthümlichkeit, um unsre Bildung sich nicht bekümmern."

Abilgard. „Sonach würden die Einsiedler die gebildetsten Menschen seyn?"

Der graue Mann. „Das würde folgen, wenn ich behauptet hätte, niemand dürfe dem andern seine Meynung sagen. Nur die Absicht, auf einander zu wirken, möchte ich für eine eitle Anmaßung erkennen; das Schicksal und die Verhältnisse werden hier ohne unsern ausdrücklichen Willen das ihrige thun."

Der Officier. „Ich würde mich dennoch lieber an die Einsicht erfahrner Männer, als an das oft mißverstandne Schicksal halten."

Man stritt noch lange hin und her. Endlich kamen der Officier und der graue Mann ungefähr im folgenden überein: „Es fehlt in Teutschland an einer Vereinigung selbstständiger, selbstdenkender Männer. Sollte je eine solche Vereinigung möglich seyn, so könnte sie nur dadurch entstehen, daß die Einzelnen sich von den Feßeln der Schule lossagten, indem dadurch gesellige

Cultur am ersten befördert werden würde. Ein kleiner Staat mitten im Lande, müste, ohne die Absicht zu haben aufs Ganze zu wirken, eine bessere Verfassung in der Stille unter sich einführen, und der Zeit überlassen, die Früchte derselben über seine Grenzen zu tragen."

Die andern Gäste nahmen wenig Antheil an diesen Untersuchungen, sie hatten sich sogar gleich nach dem Essen entfernt.

Der Officier schlug eine Lustfahrt vor; auch Abilgard wurde dazu eingeladen; und da er keinen Grund hatte, es auszuschlagen, nahm er das Anerbieten an.

Eilftes Capitel.

Abilgard wünschte zu erfahren, welchen Zwist die beyden Fremden mit einander gehabt, und wodurch sie so schnell wieder versöhnt wurden. Er mußte aber die Befriedigung seiner Neugierde von einer bequemern Gelegenheit erwarten, denn die Herren lenkten das Gespräch sogleich auf andere Gegenstände, sobald er darauf anspielte.

Uebrigens gefiel er sich ganz wohl in Gesellschaft dieser Männer. Sie hatten Verstand, Kenntnisse und Welt, sie waren zuvorkommend artig; sie schienen ihren wahren Charakter verbergen zu wollen, und doch blickte überall ein Geheimniß durch, das sie näher mit einander

vereinigte, und um so interessanter machte. Sie sprachen mit einer festen Sicherheit, die nie ihres Eindrucks verfehlt, und urtheilten über alle großen Männer des Zeitalters, als ob sie sie persönlich kennten. Alles dieses zog unsern jungen Freund, der für das Edle und Würdige einen so regsamen Sinn hatte, an sie, und erzeugte den lebhaften Wunsch in ihm, näher mit ihnen und ihren Schicksalen bekannt zu werden.

Die Spazierfahrt war angenehm und unterhaltend. Der graue Mann machte auf jede Schönheit der Gegend aufmerksam, und sprach mit vieler Sachkenntniß von der Art, wie hier ein englischer Garten anzulegen sey, wenn man nur etwas der Natur zu Hülfe kommen wolle. Der Officier betrachtete hingegen die Gegend militärisch, und fand sie sehr geschickt, ein Corps in die Enge zu treiben. Auch Abilgard hatte seinen eignen Gesichtspunkt; er glaubte, die Berge und Felsen müßten für Mineralogen, und die mannichfaltigen Trifften und Wälder für Botaniker sehr interessant seyn.

Der graue Mann zeigte sogleich, daß auch er nicht unerfahren in der Naturgeschichte sey,

suchte dabey Abilgards Kenntnisse zu erforschen, und freute sich, da er fand, daß dieser mit Fleiß und Geist sich in jener Wißenschaft umgesehen hatte.

„Wer wird nicht der Natur nachforschen, sagte Abilgard, da in jeder ihrer Schöpfungen die Geschichte unsers Geschlechts verborgen liegt?“

„Mein Gott, sagte der Officier, kennen Sie etwa den Doctor S. in W.?“

„Er ist einer meiner würdigsten Freunde, antwortete Abilgard, dem allein ich es zu danken habe, wenn ich in der Naturgeschichte einige Fortschritte gemacht habe.“

Der Officier. „Auch seinen Bruder Immanuel?“

Abilgard. „Auch den.“

Der Officier. „So hat uns unsere Vermuthung nicht getäuscht. Pater Abilgard,

seyn Sie uns herzlich willkommen, als der Schüler unsers Meisters!"

Er ergriff des erstaunten Paters Hand, und drückte sie herzlich und fest.

Der graue Mann. „Ich freue mich doppelt, Sie gefunden zu haben, denn ich sehe, meine Furcht, Sie unglücklich zu finden, ist ungegründet gewesen. Ihr Geist ist noch heiter und klar. Sie haben meine volle Achtung, wenn Sie die Treulosigkeit eines Weibes für unbedeutend erkannt, und einen männlichen Sieg über ihr Herz erkämpft haben."

Adilgard konnte gar nicht sprechen; er war zu sehr überrascht, und wenn er vorhin unter den Fremden sich selbst vergeßen hatte, so fand er sich jetzt wieder ganz in das Gefühl seines Unglücks zurückgezogen. Er machte sich Vorwürfe, daß er die Bekanntschaft mit dem Arzte gestanden, und sich dadurch verrathen hatte, er wünschte aus dem Wagen springen, nach G. eilen, und sogleich wieder mit Postpferden fortfahren zu können.

Beyde Fremde waren durchaus bekannt mit Abilgards Geschichte. Dieser gerieth dadurch auf die Vermuthung, sie seyen ihm nachgeschickt. Nur begriff er selbst nicht, wodurch die Menschen, die in Heimthal und hier, sich für ihn interessirten, bewogen werden konnten, so große Anstalten um seinetwillen zu machen, da er sich doch für eine politisch unwichtige Person halten mußte.

Der graue Mann. „Sollten Sie in der Art, wie wir uns Ihnen zeigen, etwas Geheimnißvolles finden, so beruhigen Sie sich einstweilen nur mit dem Gedanken, daß die natürlichste Begebenheit für uns geheimnißvoll ist, so lange wir nicht den Zusammenhang der veranlassenden Umstände wißen. Die Zeit zieht am Ende alle Schleier weg. Uebrigens haben Sie sich Glück zu wünschen, daß von Ihrer frühesten Jugend an, Ihre Erziehung nach einem consequenten Plane besorgt wurde."

Abilgard. „Ist es erlaubt, so lösen Sie mir die Räthsel meines Lebens, die durch Ihre Bkanntschaft sich noch zu vermehren scheinen.

Der Officier. Niemand darf etwas zerstören, das er nicht gebaut hat, und das Geheimniß, das Sie umgiebt, ist nicht unser Werk. Die erste Pflicht, die unser Verhältniß uns auflegt, ist, die gerechten Zwecke jedes Einzelnen zu achten, und nach unsern Kräften zu befördern. Können wir Ihnen irgend einen wesentlichen Dienst erweisen, so sollen Sie einsehen, daß es uns Ernst ist mit diesem Grundsatze.

Abilgard. „Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich bey unserer noch so jungen Bekanntschaft einiges Mißtrauen gegen die Harmonie Ihrer Grundsätze hege. Ich erinnere mich, daß Sie an der Tafel ausdrücklich gegen die Anmaaßung gestritten, auf Menschen wirken zu wollen; Ihr geheimnißvolles Wesen übrigens, und die Verbindung, auf welche Sie anspielen, scheint zu beweisen, daß Sie ganz für den Zweck leben, auf Menschenbildung zu wirken?“

Der graue Mann. „Dieser scheinbare Widerspruch soll hoffentlich im Verfolg unserer Bekanntschaft gelöst werden. Sind Sie deswegen mißtrauisch gegen uns, so können wir nichts thun, als Sie daran erinnern, daß wir keinen

Vortheil davon haben würden, wenn wir Sie hintergiengen. — Ihr Schicksal mit dem Fräulein von Tautenberg machte Sie, auch ungesehen, mir interessant, und ich ahndete den übeln Ausgang Ihrer Verbindung, ehe Sie ihn noch erfahren hatten. Man verliert als Jüngling alles, wenn man eine Geliebte verliert, aber man gewinnt mehr als alles, wenn man nachher sich selbst gewinnt."

Mitlerweile war man wieder nach G. zurückgekommen; die Fremden setzten Abilgarden am römischen Kaiser aus, nahmen freundlich von ihm Abschied, und der Officier sagte noch: „Wir sehen uns morgen wieder; vielleicht können wir Ihnen dann zu einer angenehmen Bekanntschaft behülflich seyn."

Abilgard war eben im Begriff auf sein Zimmer zu gehen, als ein Aufwärter des Gasthofs eiligst zu ihm trat, und fragte, wo die beyden Herrn geblieben wären, mit denen er vorhin fortgefahren wäre? Es sey eine Dame angekommen, die nach dem Husaren-Officier sehr angelegentlich gefragt habe. „Es ist eine wunderschöne Frau, fügte der lustige Aufwärter hin-

zu, wenn Sie sie sehen wollen, dürfen Sie nur in den Speisesaal gehen, und thun, als ob Sie die Zeitungen lesen wollten. Sie hat kein besonderes Zimmer angenommen, weil sie die Zurückkunft des Majors erwarten will."

„Wie heißt denn der Major?" fragte Abilgard.

„Hier nennt er sich Vertun, antwortete der Aufwärter, es soll aber nicht sein rechter Name seyn."

Abilgard. „Und der andere Herr?"

Aufwärter. „Nennt sich Müller, aber auch nur so zum Schein.

Abilgard. „Woher wissen Sie das?"

Aufwärter. „Der Major hat einen Bedienten, der mein Landsmann ist; von dem habe ich viel von den Herren gehört. Es sind wundersame Leute; sie machen oft Reisen ins Gebirge, wo sie mit andern ihres Gleichen zusammenkommen, und in einem versteckten Schlosse aufs

Goldmachen arbeiten. Unser Herzog soll mit ihnen unter einer Decke stecken, und darum können sie ihr Wesen ungestört forttreiben. Auch sollen sie schöne Mädchen aus der Nachbarschaft, und von weither entführen, sie in ihrem Schlosse einsperren, und unter sich ein lustiges Leben führen."

„Ihr Landsmann hat Ihnen ein Mährchen aufgebunden," sagte Abilgard, und gieng in sein Zimmer, ohne die schöne Dame aufzusuchen.

Das Geschwätz des Aufwärters hatte ihn, mehr, als er selbst glaubte, beunruhigt; er dachte über das Abentheuer nach, und glaubte in den Sonderbarkeiten der beyden Fremden bald die Absicht ihn zu täuschen, bald Hindeutung auf wichtige Zwecke und Verbindungen zu sehen. Nicht zum erstenmal bildete er sich das Ideal einer geheimen Gesellschaft. Von allen Gefühlen unterstützt, die den tugendhaften Menschen in Augenblicken beleben, wo der Wunsch, seine Brüder gut und glücklich zu machen, seine Seele erhellt, in alle schönen Bilder der goldnen

Zeit, die uns die Dichter mahlen, verliebt, dachte er sich einen geheimen Orden, als das einzige Mittel, unter Menschen Götter zu bilden. Es war eine seiner schönsten Ideen, die sich seit seiner Bekanntschaft mit **Wieland** in seiner Seele festgesetzt hatten, die Manen der Griechen aus dem Orkus wieder auf die Erde zurückzurufen. Sie war mit seinen Begriffen eines Ordens unzertrennlich verbunden. Er verlohr sich jetzt darin, wie in das Bild einer Geliebten. Und so beschloß er, troz aller Besorgniß, die unwillkührlich in ihn aufstand, troz allen Mißtrauen, dessen er sich gegen die beyden Fremden nicht erwehren konnte, — ihre Bekanntschaft nicht zu vermeiden, sondern vielmehr ernstlich zu forschen, ob sie wirklich zu den auserwählten Menschen gehörten, von denen ihm Immanuel gesagt hatte.

Es fand sich bald eine Gelegenheit, die ihn hierüber einigen Aufschluß versprach. Er mochte etwa eine Stunde auf seinem Zimmer über seine gegenwärtige Lage, und über dem unbekannten, vielleicht seltsamen, Schicksal, dem er entgegen gieng, nachgesonnen haben, als ein Jäger her-

eintrat, und ihn im Namen der Gräfin Bertau ersuchte, auf einige Minuten ihr seine Gesellschaft zu gönnen.

Abilgard ward gleichsehr durch die Einladung zu einer unbekannten Dame, als durch die Gestalt des Jägers überrascht. Figur, Sprache und Augen des letztern glichen so sehr dem Menschen, der bey der Entführung Augustens von Heimthal entflohen war, daß ihm die übrige Verschiedenheit des Gesichts unbegreiflich war. Abilgard betrachtete ihn schweigend, aber mit sichtbarer Verwunderung. Auch der Jäger sah ihn forschend an, doch ohne eine Miene zu verziehen. Abilgard war so fest überzeugt, einen Bekannten vor sich zu sehen, daß er die bemerkte Unähnlichkeit lieber einem Fehler seines Gedächtnisses zuschreiben, als glauben wollte, er könne sich irren.

„Wir kennen uns," sagte er daher zu dem Jäger.

Der Jäger. „Ich erinnere mich nicht die Ehre zu haben."

Abilgard. „So hatten Sie einen Bruder, der in Heimthal bey der Baronesse von Tautenberg diente?“

Der Jäger. „Ich bin der einzige Sohn meines Vaters. — Darf ich der Frau Gräfin eine bejahende Antwort bringen?“

Abilgard. „Ich werde ihrem Befehl gehorchen, obgleich ich der Frau Gräfin nicht leicht bekannter seyn kann, als sie es mir ist.“

Der Jäger. „Sie nannten vorhin den Namen Tautenberg, soviel ich weiß, gehört sie zu dieser Familie.“

Abilgard. „Ich werde die Ehre haben aufzuwarten.

Unser Freund sah sich von neuem in Verhältnisse verwickelt, die er bereits aufgelöst zu haben glaubte. Er bedauerte fast in demselben Augenblick wieder, daß er die Einladung angenommen: denn, daß die Gräfin Mathildens Schwester wäre, schien ihm unwidersprechlich zu

seyn. „Du must fliehen,“ sagte er. „Aber wohin? und vor welchem Feinde? So ist es! Du must sie sehen; denn könntest du einem Geschöpfe aus dem Wege gehen, das deiner Liebe so nahe verwandt ist?“

Zwölftes Capitel.

Ihm blieb länger keine Zeit zur Ueberlegung übrig, er muste hin, und wäre es bloß aus Artigkeit gewesen. Dennoch beschloß er, seinen Namen soviel als möglich zu verleugnen, im Fall die Gräfin seiner noch nicht gewiß wäre.

„Verstellung, die ich hasse, sagte er, verlaß mich nur jezt nicht, auf daß ich meine Freyheit erhalten möge."

Der Jäger öfnete ihm die Thür zum Zimmer der Dame. Sie stand in einem Fenster, und sprach mit einem Kaufmann, der ihr Galanterie-Waaren vorzeigte.

„Darf ich Sie nur um einen Augenblick Geduld bitten, sagte sie zu Abilgard, bis ich ein kleines Geschäft vollendet habe!“

Abilgard sah eine große edle Gestalt, und ein unaussprechlich schönes Gesicht. Sie war in weißem Flor gekleidet, unter dem ein rothes Gewand schimmerte. Ihr erster Anblick wirkte so ungewohnt und seltsam auf ihn, daß eine Weile hingieng, ehe er darüber reflectiren konnte. Ein üppiger Wuchs gab jeder Falte des Kleides Leben und Bedeutung, eine innere heftige Lebendigkeit verrieth sich in Ton und Sprache, ein ungetrübter Frohsinn in Blick und Miene.

Es war unserm Freunde, als fragte der Blick: „Wer bist du Jüngling? Kennst du schon den süßen Genuß des Lebens?“ Er wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte gefürchtet, zu lebhaft an Mathilden erinnert, und vielleicht von neuem an sie gefesselt zu werden. Aber ein anderer Feind stand vor ihm, und ein warnender Genius in seiner Brust lispelte ihm die Ahndung zu, daß ein Kampf hier leicht vergebens seyn könnte. Wie ein Schreck fuhr es bey ihrem Anblick ihm mit kaltem Schauder durch

Nerv und Adern, — und doch lag ein süßes, schmeichelndes Gefühl in dem ungewohnten Fieber seiner Sinne.

Indessen hatte er sich über die Ursache, warum er hierher gerufen worden, sehr getäuscht: er erwartete, die Gräfin würde Nachrichten aus Heimthal von ihm verlangen, und statt dessen wünschte sie blos von ihm zu erfahren, ob der Major Bertau und Herr Müller, mit denen er, wie sie gehört habe, ausgefahren sey, sich nicht geäußert, ob sie wiederkommen wollen, oder schon von G. abgereist seyen? —

Abilgard berichtete, was er wuste, und wurde darauf von der Gräfin mit einer Entschuldigung, wenn sie beschwerlich gewesen, wieder entlassen.

Er gieng, aber nicht ohne den Wunsch, sie noch einmal zu sehen. Den Jäger fand er nicht mehr, da er heraustrat, und doch war ihm sehr viel daran gelegen, ihn noch einmal zu sprechen. Er durfte hoffen, daß dies bald möglich seyn würde.

Der Abend nahte heran, und versprach sehr schön zu werden, unser Freund war unruhig, und konnte nicht im verschloßnen Zimmer bleiben. Das Andenken Mathildens, das ihn noch keinen Augenblick verlaßen, bestürmte seine Brust, und verband sich in ihr zu neuen Schmerzen, mit dem Gefühl, das ihn bey der schönen Gräfin ergriffen. „Sie ist ihre Schwester, sagte er sich, und darum rührte dich ihr Anblick!"

Er beschloß einen Spaziergang aufs Land, um sich zu erleichtern. Ein dämmerndes Roth zog den Himmel hinauf, und umgoß die Gegend mit einem sanften schönen Lichte, als hätte Claude — Lorain die Landschaft gemahlt. Abilgard schlug einen einsamen Fußsteg ein, der neben einem Bache zwischen hohen bewachsenen Hügeln fortlief. In sich vertieft, hatte er sich schon über eine Stunde von der Stadt entfernt, als er an einen kleinen Wasserfall ankam. Ohne beträchtliche Gewalt rieselte das klare Wasser von der Höhe bis zu einigen Felsenstücken, von denen es schäumend in mahlerischen Gruppen hinunterstürzte, und dann wieder ruhig durch die Wiese fortfloß. Abilgard verlor sich, mit

sanften Empfindungen, in den lieblichen Anblick, es war so still und heimlich um ihn her, er selbst fühlte sich edler, ruhiger und hoffnungsvoller.

„Ich will das Bächlein zum Symbol meines Lebens wählen, klar und stille eilt es rastlos fort; und wo es Felsen und Hindernisse antrifft, schäumt es schnell hinüber, um unten wieder ruhig fort zu rieseln. Süßer Friede, komm in meine Brust, und lehre mich zu leben, wie ein beßerer Mensch, nach Zweck und Ordnung. Wohl fühle ich, daß bis jetzt ich planlos mich dem Spiel der Umstände ergab. Aber der Mensch soll über die Umstände siegen, wie der Strom, der sich gleichbleibt und seine Natur behält, auch wenn er über Felsen rauscht. Ich will klar und deutlich mein künftiges Schicksal ersinnen, und nur dann der fremden Leitung mich ergeben, wenn sie mit meinen selbstständigen Zwecken übereinstimmt. Und so will ich damit anfangen, das Gefühl aus mir zu verbannen, das unwillkührlich heute durch die schöne Gräfin in mir aufstand. Wahrlich, meine Erfahrung kann mich warnen, die Weiber zu fürchten. Wie groß war mein Gefühl zu Mathilden, wie erhaben der

Glaube an ihren Charakter! Und doch — es ist dahin! — Wenn ich so vor ihr lag in unserer Laube; wenn ich mit der hochaufklopfenden zu engen Brust, sie einathmen wollte die Herrlichkeiten, die ich zu ahnden wagte; wenn ich nicht zu fassen vermochte, was ich sah und fühlte, und nicht begriff — — dann eröfnete sich mir die ganze seelenvolle Tiefe des Menschen, in einer Thräne spiegelte sich mein Daseyn, — durch eine Thräne blickte ich ins Heiligthum ihrer Seele; alle reichen, großen Hofnungen legte ich vor ihr nieder, ihr Blick, ihre Liebe befruchtete sie zur schönsten Lebendigkeit! — — Und was ist davon übrig geblieben? Es ist nur zu gewiß, daß diese Freuden dahin sind! — Was wird mir diesen Verlust ersetzen? Die Wissenschaften? — Kann wohl das Herz, das am warmen Leben hieng, und so plötzlich von einem andern geliebten Herzen losgerissen wurde, kann es in dem Augenblick, da es noch blutet, sich dem kalten Begriff ergeben? — Dulde dein Ungemach, armer, unglücklicher Mensch, und schaffe dir selbst die Ruhe der Seele, die du von Außen wohl nimmer erlangen wirst. Ja, Immanuel, ich will dir folgen, in einer stillen Bildung des Geistes will ich das Glück entbeh-

ren lernen. Dahin will ich unaufhörlich streben, mir den Sinn für alles Schöne und Gute zu erhalten; und im ruhigen Denken über alle vergänglichen Erscheinungen den Charakter der Humanität setzen."

Dreyzehntes Capitel.

Es vergiengen mehrere Tage, ohne daß Abilgard von der Gräfin, oder den beyden Herren etwas erfahren konnte. Der schwatzhafte Aufwärter berichtete zwar, daß die erstere den Morgen nach ihrer Ankunft wieder abgereist wäre, wußte aber selbst nichts weiter; und Abilgard, der nicht aufgelegt war, platte Späschen mit anzuhören, vermied den zudringlichen Burschen.

Er beschäftigte sich unterdessen mit Besichtigung jeder Merkwürdigkeit der Stadt, die man ihm anprieß. Das Zeughaus, die Niederlage von Nürnberger Tand, das ehemalige Opernhaus, und der herzoglichr Stall, wurden nach-

einander besucht. Er machte dabey manche Bemerkung, die wohl fähig wäre, seine nähern Freunde zu interessiren, dem größern Publikum aber nicht mitgetheilt werden darf, da sie auf sein Schicksal und seine allmählige Ausbildung, deren Darstellung hier Hauptzweck seyn muß, wenig oder gar keinen Einfluß hatte.

Die Stunden, die er der Beschäftigung mit sich selbst widmete, wandte er an, um aus der Vergangenheit brauchbare Resultate zu ziehen, und Plane für die Zukunft zu entwerfen. Es lag ein süßer Genuß in diesem idealischen Spiel mit dem Schicksal. Seine Phantasie erschuf ein Land, schöner als Italien, und bevölkerte es mit außerordentlichen Menschen. Er ersann sich Verhältnisse, Zwecke und Schicksale für diese Kinder seiner Einbildungskraft, und lebte unter ihnen als ein würdiges, thätiges Mitglied. In diesem Reiche der Träume war er Herr und Meister, alles entsprach seinem reinsten Willen; und was konnte ihn glücklicher machen, als sich in einer Welt zu finden, worin er allen Gegenständen die eigenthümliche Form seines Geistes geben konnte? —

Seine Bekannten waren wieder nach S. gekommen, und Abilgard glaubte auch die Gräfin in ihrem Wagen gesehen zu haben. Sie speisten den Abend nicht an der Table d'hotes, aber nach dem Eßen, da Abilgard schon auf sein Zimmer gegangen war, trat der angebliche Herr Müller in sein Zimmer, und entschuldigte sich durch einen wichtigen Auftrag wegen dieses späten Besuchs.

„Man hat mir gemeldet, es wäre Ihre Absicht, nach Spanien zu gehen. Halten Sie mich nicht für zudringlich, wenn ich Ihnen meine offenherzige Meynung über diesen Plan sage. Ich weiß, daß nichts mehr im Stande ist, dem Menschen die nothwendige Bekanntschaft mit seinem Geschlechte zu verschaffen, als wenn er es unter den abweichendsten Climaten beobachten kann; daß Reisen vorzüglich geschickt sind, aufmerksam auf diejenigen Seiten zu machen, die wir in uns ausbilden sollen. Aber kein Land, das wir durchwandern, spricht zu uns, und giebt uns Belehrung, wenn wir nicht vorher gelernt haben, zweckmäßig und vielfältig zu fragen. Man muß viel Kenntnisse auf Reisen mitnehmen, wenn man viel nach Hause bringen will. Die Bemerkung

ist sehr alltäglich, denn alle Tage handeln unsere jungen Herren ihr entgegen. Da es Ihnen aber um ihr Leben und ihre Bildung Ernst ist, so sehe ich nicht ein, warum Sie eilen wollen, ein Land zu besuchen, wo sich viel thun ließe, wo aber nichts gethan ist? — Nur die Wunde, die Ihr Herz durch eine Weiberlaune empfangen, könnte Sie bewegen, diese Gegenden zu fliehen. Aber ich traue Ihrem Verstande zu, daß Sie einer so gewöhnlichen Sache keine Wichtigkeit leihen werden, die ihr nicht zukömmt. Vergessen Sie die jugendlichen Träumereyen, und leben Sie in nüchterner Besonnenheit für das kommende Schicksal. Die vorigen Zeiten kommen nun einmal nicht wieder, und es kleidet dem Manne nicht, an das Unmögliche zu denken. Was hilft es, innerlich recht tief zu empfinden, wenn nichts in der Welt dadurch beßer wird? Die Vergangenheit liegt hinter uns, und vorwärts die Zukunft. Wir sollen immer weiter gehen, rastlos das Glück suchen, mit künftigen Armen in die Zügel der Zeit greifen, sie loser oder fester halten, je nachdem es Noth thut, — und uns nur freuen, wenn wir uns recht lebendig dabey bewegen. — Aber stille zu halten, sich umzusehen, und mit Sehnsucht wieder zu beginnen,

was abgethan ist, — so süß es auch seyn mag, ist Schwärmerey, nicht Wirklichkeit. So ist es, und so soll es seyn, der Mensch soll im Kampf mit den Zufälligkeiten des Lebens, die Eigenthümlichkeit seiner Vernunft zu erhalten suchen, und alle Fesseln zerbrechen, die an dem freyen Gebrauch seiner Kräfte ihn hindern."

Abilgard reichte ihm die Hand, und sah ihm starr ins Auge. „Ich will Ihrem Rathe folgen," sagte er gerührt.

„Wohlan, antwortete der graue Mann, so reisen Sie noch diese Nacht mit mir, ich will Sie an einen Ort bringen, wo Sie im Schoße der schönen Natur unter der Leitung gebildeter edler Männer einige Jahre den Wißenschaften leben, und sich vorbereiten können, einst mit gegründeten Ansprüchen, auf Achtung und Vertrauen ihrer Mitbürger, den großen Schauplatz der Welt zu betreten. Mein Gewährsmann, daß ich es redlich mit Ihnen meyne, ist Immanuel, — hier ist seine Vollmacht."

Er übergab Abilgarden einen Brief.

„Wenn Sie Vertrauen zu mir hatten, so „haben Sie es auch zu dem Uebringer dieser Zei„len. Niemand wird sich zu Ihrem Lehrer und „Meister aufdringen, aber ich hoffe von Ihnen, „Sie werden den Rath erfahrner Männer nicht „unbefolgt laßen."

Immanuel.

Abilgard. „Führen Sie mich, wohin Sie wollen, ich habe Vertrauen zu Ihnen. — Ich bin bereit, sogleich mit Ihnen abzureisen; nur um die Beantwortung einiger Fragen bitte ich Sie."

Der graue Mann. „Was mir erlaubt ist, will ich sagen."

Abilgard. „Wer sind Sie?"

Der graue Mann. „Graf Wallmoden, der Schwiegersohn Ihrer Freundin, der Baronesse von Tautenberg."

Abilgard. „Und die Gräfin?"

Graf Wallmoden. „Meine Schwester, und der Husaren-Officier, ihr Liebhaber, Major von Gotter."

Abilgard verstummte.

Graf Wallmoden. „Um zwölf Uhr halten Sie sich bereit mit mir abzureisen. Bis dahin Adieu."

LB Coburg

Vierzehntes Capitel.

Adilgard hatte sich von Mathilden entfernt, mit dem Vorsatze, sie nie wieder zu sehen. Der erste Schmerz über das rasche ungeahndete Zertrümmern seiner süßesten Hoffnungen, ließ ihn nicht bedenken, welche Folgen seine Bekanntschaft mit ihr haben könnte. Er war geflohen, nicht aus kalter Ueberlegung, oder durch ruhigen überdachten Entschluß geleitet, sondern weil er im ersten Anfall des Unglücks den Anblick eines Geschöpfs nicht ertragen zu können glaubte, das ihn so grausam getäuscht hatte. Doch jetzt, da er sich von Neuem von ihren Verwandten umgeben sah, und da er in der, einer betrognen Liebe natürlichen Uebertreibung, ihr mehr Böses

zutraute, als sie jemals zu begehen fähig war, jetzt ahndete er den schrecklichsten Betrug, der Menschen treffen kann; er fürchtete, sie würde ihn, im Fall der Noth, zum Vater eines fremden Kindes machen. Dieser Gedanke drückte mit aller betäubenden Gewalt auf seine Seele, und so sehr er sich selbst wegen ein solches entehrenden Mißtrauens verabscheute, so konnte er doch nicht verhindern, daß Haß und Liebe um sein Herz den blutigen Kampf stritten, und seine Empfindung für Mathilden bald zur Schonung, bald zur Verachtung stimmten.

„Wie aber, sagte er, wenn Mathilde wirklich ein Pfand deiner Liebe unterm Herzen trüge? Wenn sie jetzt, verlaßen von dir, keinen Trost bey dem drohenden Unglück hätte? Wenn der Schein größer als ihre Schuld wäre? — Doch — Immanuel wußte um die That, und würde er mich zu einem Bubenstück haben verleiten wollen? Gewiß sind Begebenheiten vorausgegangen, die ihn hierin sorgenlos machten. Wo soll ich hin? Was soll ich beginnen? Von Menschen umgeben, die sich meinem deutlichen Anblick entziehen, von eigner Unerfahren-

heit geängstet, welcher Entschluß bleibt mir übrig?" —

„Keiner, als alle Fesseln zu zerbrechen, die sich deine Gutmüthigkeit hat anlegen laßen. Hinaus in die offne, große Welt, die dich am sichersten verbergen wird. —

„War einst der Eid, den du deinem Gotte geschworen, nicht mächtig genug, den Trieb nach Freyheit in dir zu unterdrücken, — wie sollte ein Mädchen ihn zügeln können?"

Und so beschloß er, von neuem sich selbst überlassen, ohne fremden Führer, eine Wanderung zu unternehmen, und alles zu vermeiden, was ihn wieder in seine vorigen Verbindungen zurückziehen könnte.

Seine Rechnung hatte er alle Abende im Gasthofe berichtigt; von dieser Seite war also kein Aufhalten; die wenigen Sachen, die er mit hatte, waren auch sehr bald gepackt, und so wurde die zweyte Flucht gleich schnell beschlossen und ausgeführt. Abermal mit dem Mantelsack unterm Arm, und glücklicher- oder unglücklicherweise von

niemanden im Hause bemerkt, trat er jetzt in die Nacht, — ohne Kenntniß des Weges, der noch überdem durch kein Mondlicht beleuchtet war. Er fühlte die Schwierigkeit, die hieraus entstehen würde, und da er noch überdem im Thore aufgehalten oder wohl gar verdächtig werden konnte, indem er keinen Paß mit sich führte, so blieb ihm nichts übrig, als einstweilen in einem andern Gasthofe ein Nachtlager zu nehmen. Das Zimmer, das er hier erhielt, contrastierte gar sehr gegen das vorige im römischen Kaiser. Aus dem Mantelsack, und der späten Ankunft, schlossen die Wirthsleute, er sey ein wandernder Handwerksbursche. Nach dieser Voraussetzung richteten sie denn auch ihre Bewirthung ein. Abilgard fand nicht für gut, sie aus diesem Irrthume zu ziehen; er ließ sich alles gefallen.

Er überlegte noch, wohin er morgen seinen Weg richten, und auf welche Art er reisen wollte. Die Straße nach Hamburg zu verfolgen, fand er nicht rathsam, indem er leicht auf derselben von den geheimnißvollen Freunden aufgesucht werden könnte; auch die Postpferde, glaubte er, könnten ihn verrathen. Das sicherste endlich schien ihm, zu Fuße durch den Thüringer Wald

zu gehen, und das Reisegepäck so weit als möglich selbst zu tragen.

Mit dem frühen Morgen begann er seine Wanderschaft. Da er eigentlich kein bestimmtes Ziel vor sich hatte, so war er der Besorgniß überhoben, auf dem Wege sich zu verirren.

Der Tag war nicht helle, aber die Luft warm und stille. Die Gegend umher schien ein Garten, freundliche Büsche, und fruchtbare leichtgewundne Thäler umgaben sie in mahlerischen Gruppen; alles rührte und reitzte den empfänglichen Abilgard. Der Ton der Glocken von den Dörfern her, und die Schaaren reinlich gepuzter Landleute, die durch das Feld giengen, erinnerte ihn daran, daß heute Sonntag war. Die ganze Natur hatte dabey ein feierliches Ansehen. — Er war lange nicht so ruhig gewesen, so hingegeben in das Schicksal.

Gegen Mittag langte er bey einem heitern Dorfe an, und bestellte sich in der reinlichen Landschenke eine Suppe. Der Wirth entschuldigte sich, daß er nicht sogleich im Stande wäre, sie herbeyzuschaffen, indem seine Frau in der Kir-

che wäre. Abilgard war darüber nicht ungeduldig, sondern gieng auch, was er lange nicht gethan hatte, in die Kirche.

Er hörte hier den Gesang der andächtigen Gemeine, wurde aber durch eine Bemerkung in seiner eignen Andacht gestört. Einige Bauern nämlich überschrieen, wie es schien mit vieler Anstrengung, den Vorsänger. So verschiedne Bewegungsgründe sich als Ursache dieser Erscheinung nun auch denken laßen, Abilgard hielt dafür, daß eine Eifersucht von Seiten der Bauern sich hier so laut hören ließ. „Man strebt darnach, dem Cantor seine Schwäche fühlbar zu machen, dachte er. — Auch hier Neid und Selbstsucht! und dennoch glückliche Menschen, deren eigne in die Weite strebende Kraft, sich in solchen unschuldigen Emulationen äußert.“

Er gieng aus der Kirche, und lagerte sich im Schatten, den sie warf, auf dem grünen Boden, vielleicht über dem Grabe eines vergeßnen Landmannes. Er erinnerte sich lebhaft an Gray's Elegie, die ihm Mathilde in der geistvollen Gotterschen Uebersetzung vorgelesen hatte, und seine Brust ward von bittersüßen Empfin-

dungen durchdrungen. An einem schönen Herbsttage, sah er vom Kirchhofe in die offne freundliche Landschaft, — und er dachte an sich selbst. In Sehnsucht und Ahndung näherten sich ihm die enteilten Seeligkeiten, und wie vom Grabe der Vergangenheit blickte er in die lebendige unendliche Zukunft. Was er in diesem Augenblick empfunden, werden nur die wissen, die ein fühlendes Herz im Busen tragen.

Er lag da, über eine viertheil Stunde, stumm und bewegungslos: den Kopf mit der rechten Hand gestützt, und die linke auf die Brust gelegt, als wollte er eine verschloßne Thür öffnen.

„Bey aller Narrheit — sagte er einige Zeit darauf, da er anfieng ruhiger zu werden — bey aller Narrheit, die in dieser Kirche eingeschlossen ist, bringt auch vielleicht mancher ein reines unschuldiges Herz, vor dem Ideal seines Kopfes, vor seinem Gotte. Vertrauend blickt er hinauf zur unendlichen Güte, und trägt geduldig die Lasten des Lebens; — und warlich, wenn überall in einem Raume, so klein als diese Landkirche,

nur eine Unschuld, nur ein natürliches Gefühl, nur eine fromme Zuversicht sich findet, wie schön wäre die Welt, wie edel der Mensch! Ein Fels im Sturme trotzte er der Veränderlichkeit!"

„Was bin ich in dem Augenblick, da ich dieses sage! Ich fliehe, weil ich mein Unglück nicht tragen wollte. Ungeduldig zerknickte ich selbst die Blüthen meiner Hoffnung, weil der Sturm sie zu entblättern drohte; ungeduldig vergaß ich, daß über Wolken und Winde der klare Himmel herrscht, und daß die Wolken vorüberziehen!"

„Und wie noch ungeduldiger bildet die verschwenderische Phantasie ein neues Schicksal, mit welchen üppigen Farben mahlt sie mir die Aussicht auf die Zukunft! Werde ich sie je erreichen, und werde ich sie verdienen? Es giebt so viel Menschen in der Welt, die nichts sind. Und wenn ich es bedenke, bin ich denn mehr? Ehre und Reichthum habe ich nicht; meine Mitbürger handeln und wirken ohne mich. Mein Herz, mein Gefühl, ist mein einziges Eigenthum; und wem nutzt das, als mir selber?"

„Ich will an den Todten denken, der unter mir liegt, und mich in Anspruchslosigkeit des Lebens freuen.“

Er stand auf, und gieng nach dem Wirthshause zurück. Auf dem Wege erblickte er ein Vergißmeinnicht, das in stiller Einsamkeit unter Dornen blühte. Ein sympathetisches Gefühl fesselte ihn, und er stand, ohne etwas zu sagen, einige Minuten vor dem bescheidnen Blümchen.

„Der Mensch ist ein eigennütziges Geschöpf, sagte er, was ihm Freude macht, möchte er gleich an sich reissen und ans Herz drücken. Auch ich wollte das Vergißmeinnicht pflücken, ohne daran zu denken, daß es wie jede schöne Gabe der Natur ein Gemeingut sey, an dessen Genuß jeder fühlende Mensch Anspruch hat.“

Da es Sonntag war, fand er die Bauern in der Schenke versammelt, er setzte sich unter sie stumm und einsam, und es fiel ihm selbst als sonderbar auf, daß wohl niemand hier ahndete, was in ihm vorgieng.

Bald darauf kamen auch einige Weiber herein; die Mädchen waren reinlich, zum Theil recht artig gekleidet. Bey dem gereitzten Zustande, in dem sich Abilgard befand, war es kein Wunder, wenn jeder, auch der kleinste Umstand, lebhaft auf ihn wirkte: einige Mädchen nämlich trugen hellblaue Leibchen. Die Farbe der Treue hatte schon oft seine Sinne berauscht, und so ward er auch hier plötzlich wie durch einen magischen Schlag in die Laube versetzt, wo Mathilde ihm die bedeutenden Stiefmütterchen reichte.

„Muß ich denn überall, sprach innerlich die Seele in ihm, wo mein Puls seinen natürlichen langsamen Gang überschreitet, an dich erinnert werden, gleich dem Gottesfürchtigen, der überall Gott vor Augen und im Herzen hat. Mathilde, es waren goldne Zeiten, die Tage unserer Liebe! Welche Glückseeligkeit erfüllte damals mein Herz! Ein elektrisches Feuer glühte und bewegte sich bis in die feinsten Gefühle des verklärten Körpers. Rein und sonnenklar strömte der Quell meiner Empfindungen, und immer neu und wieder neu war alles, was in mir vorgieng. Ich staunte über mich selbst, über das

große erhabne Gefühl, das mein Innerstes, meine tiefste Seele ergriffen. Es war alles in mir zur heiligen Flamme der Liebe geworden. Ein höherer Genius hatte sein Wesen mit dem meinigen verschmolzen."

„Ach, und das ist alles dahin! Dahin jene Stunden namenloser Wonne! Dahin meine Liebe! Dahin Mathilde! weil du nur die Farbe der Treue trugst, ohne ihr göttliches Wesen in deinem Innern zu erkennen und zu bilden. — Du warst kalt und allein, wo ich von Liebe und Geselligkeit glühte. — Kannst du auf deinem einsamen Wege auch nur einen heitern Blick zur Vergangenheit rückwärts wenden? Kannst du an die Dämmerung jener Abende denken, ohne daß du erröthest?"

„Erröthest? — Natur, heilige Natur, ich falle nieder vor deinem Altare; nimm als ein Opfer meine Thränen an. Sie fließen für dich. Mein Auge brennt, aber ich halte die Thränen nicht auf, sie fließen für Dich. Sie sind wie ein Strom der Unschuld, der in die falsche Wirk-

lichkeit fließt, — vielleicht befruchten sie noch eine verödete Flur. Sie fließen für dich Natur: Mathilde erröthet nicht mehr, — auf ihren Wangen liegt — Schminke. —

Funfzehntes Capitel.

Aus diesen überspannten poetischen Träumereyen ward unser Wandrer durch die prosaische Wirthin, die ihm ein frugales Mal bereitet hatte, aufgeweckt.

Ein Glück für ihn, daß keine Dame von Stande seine rohen Ideen über das Schminken erfuhr; höchstens hätte sie solche seiner Unbekanntschaft mit der Welt zu Gute halten können. Warlich er kannte nicht die Welt: er wußte nicht, daß in Schein und Blendwerk der Charakter der heutigen Menschheit bestehe. Ein Glück für ihn, daß überhaupt alle seine edlen sittlichen Empfindungen, auf dieser einsamen Wanderung unbe-

merkt blieben! Nur wenige hätten gewußt, was er will, die meisten ihn verspottet; denn die Menschen gefallen sich in ihrer innern Flachheit und äußerm Schimmer so sehr, daß sie jeden einen Schwärmer nennen, der sie gehaltreich und wahr finden möchte, und der sich unglücklich fühlt, wenn er sie erbärmlich oder egoistisch und lügnerisch findet.

Die Tafel war servirt, und Abilgard setzte sich neben einem alten Manne, der, nach seiner Kleidung zu urtheilen, ein Bettler zu seyn schien. Dennoch lag ein Zug von Edelsinn in seinem Gesicht, den auch unser Freund bemerkte, und dadurch aufmerksam wurde.

„Wie lange geht man noch von hier bis zur nächsten Stadt?“ fragte Abilgard seinen Nachbar.

Der arme Mann. „Wohin denken Sie zu gehen? Nach Morgen oder nach Abend?“

Abilgard. „Ich komme von Morgen; es ist mir aber einerley, nach welchen von den drey andern Himmelsgegenden ich gehe.“

Der arme Mann. „Wissen Sie denn nicht, wohin Sie reisen?“

Abilgard. „Nein, ich überlasse mich dem Zufall, mich hinzuführen, wohin er will.“

Der arme Mann. „Ein gefährlicher Wegweiser! Man soll wissen, wohin man will.“

Abilgard. „Zu meiner Absicht ist das nicht nöthig, ich reise nur um zu reisen.“

Der arme Mann sah den jungen Pilger mit ernster forschender Miene an, und der scharfe Blick seines großen dunklen Auges schien geübt zu seyn, in die Seelen der Menschen zu dringen.

„Es kömmt darauf an, sagte er, ob Sie ein Freund vom Schauspiel, oder von englischen Bereutern sind, oder ob Sie Affen und Bären, oder Menschen, oder schöne Gegenden sehen wollen: für jedes dieser Bedürfnisse verspricht eine von den umliegenden Städten Befriedigung, und es bleibt Ihnen überlassen, welche Sie wählen. Sodann will ich Ihnen gerne den Weg, den Sie zu gehen haben, bezeichnen.“

Abilgard. „Eine seltsame Zusammenstellung von öffentlichen Vergnügungen! Wenn ich indessen im Ernste wählen soll, so möchte ich wohl lieber dorthin, wo Menschen, als wo Affen und Bären zu sehen sind.“

Der arme Mann. „Sie können übrigens beydes an einem Orte haben, und wenn Sie nach B. gehen wollen, werden Sie meine Aussage bestätigt finden. Der Fürst, der, wenn man die hohen Häupter wie die Sterne ordnet, zur siebenten Ordnung gehört, hat an seinem Hofe für alles gesorgt, und eine vollständige Menagerie um sich her versammelt. Als Freund der Naturgeschichte wählte er sich Affen zu seinen Kammerherrn und Kammerjunkern, und auf der Wachtparade müssen täglich Bären tanzen. Als Menschenfreund hat er zur Beförderung der Humanität ein Bordel anlegen lassen, und um Gelegenheit zur Menschenkenntniß zu geben, einem cassirten preußischen Lieutenant das Privilegium einer Farobank bewilligt.“

Abilgard, dem dieser satyrische Ton bey seiner empfindsamen Stimmung, und noch mehr von einem Bettler unerwartet war, sagte nach

seiner gewöhnlichen Offenheit: „Verzeihen Sie, wenn ich einige Verwunderung zeige, aber Ihre Art zu sprechen, scheint mir einen Mann zu verrathen, den Ihre Kleidung verbergen will.“

Der arme Mann. „Weil ich als Bettler gekleidet bin? Junger Mann, ich trage die Kleidung, und alle andern Menschen sind, was ich scheine; denn im Vorbeygehen gesagt, wer ist reich und zufrieden genug, um nicht täglich vom Schicksal neue Allmosen zu erbetteln?“

Abilgard. „So sind Sie wohl nicht, was Sie scheinen?“

Der arme Mann. „Bewahre mich Gott, daß ich das geringste von einem Geschlechte erwarten sollte, das nur in egoistischer Unersättlichkeit seinen Begierden fröhnt; und keine Glückseeligkeit kennt, als in unaufhörlichem Eigennutz alle edleren Gefühle zu ersticken. So arm ich auch bin, ich bedarf seiner nicht.

Abilgard mußte diese Menschenfeindlichkeit ungerecht findeu, weil er in seinem eignen Herzen einen reichen Schatz reiner wohlwollender

Güte antraf. Er bat den armen, oder wenn man lieber will, den reichen Mann, ihm den Weg nach einer Stadt zu bezeichnen, wo er ein Schauspiel sehen könnte, und da dieser antwortete, daß er ihn dorthin begleiten wolle, weil es auch sein Weg sey, beschloß Abilgard bey sich, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, jenem die Unrichtigkeit seiner Theorie durch die That zu beweisen.

Sie wanderten bald darauf fort, und in den Gesprächen, die ihnen den Weg verkürzten, zeigte sich der arme Mann als ein gescheuter, aber äußerst sonderbarer Kopf. Er sprach bald im Scherz, bald im Ernst, bald rührend und gefühlvoll, bald abgeschmackt und witzelnd. Das Ganze machte ein so seltsames Gemisch von Thorheit und Weisheit, daß man eigentlich nicht wußte, was man aus ihm machen sollte. Er erzählte Abilgarden eine Geschichte, die er für die seinige ausgab, verwickelte den Faden aber so sehr, widersprach sich selbst so oft, daß Abilgard vergebens nach einem Zusammenhang forschte. Durchaus aber liefen alle wunderbaren Begebenheiten, wodurch er die Aufmerksamkeit zu spannen wußte, am Ende — und wenn noch so

große Veranlaßung sie eingeleitet hatten, — auf eine Albernheit hinaus. In der Erzählung selbst mischte er Bemerkungen über Menschen, politische Raisonnements, Beurtheilung der Wißenschaften und Künste, und ähnliche Dinge mit ein, und verrieth in allem einen seltnen Scharfsinn und große Gelehrsamkeit. Mit nichts aber, was geleistet wurde, war er zufrieden, alles wollte er beßer haben. Mit bitterm, sarkastischem Urtheile sprach er über alle Anstalten der gegenwärtigen Zeit ab, dagegen erheiterte sich sein Auge, der Ton seiner Stimme ward sanfter, und ein tiefes volles Herz ergoß sich, wenn er von den kommenden Jahrhunderten sprach.

Aus der ganzen Erzählung konnte Abilgard ungefähr folgendes zusammensetzen. Der vermeinte Bettler war ein Deutscher, und an einem deutschen Hofe ehemals in wichtigen Verbindungen gewesen. Der Zweck, Gutes zu stiften, hatte ihn beseelt, aber überall wurden seine schönsten Bemühungen durch Thoren und niedrige Schleichler vernichtet. Nach vielen erneuerten, aber immer vergeblichen Versuchen, sey es ihm endlich klar geworden, daß den Menschen nicht zu helfen sey. Vom Schauplatz der großen

Welt habe er sich sodann in den Schoos seiner Familie zurückgezogen, und mit redlichem Eifer ihr alle Kräfte geopfert, die er sonst für das Wohl eines ganzen Landes angewandt hatte. Selbst unverheyrathet lebte er ganz für das Glück seiner Geschwister. Aber auch hier waren ihm endlich die Augen aufgegangen, und er hatte mit Schmerzen erkannt, daß die Menschen keinen Begriff, keine Ahndung der Heiligkeit und Stille einer ächten Häuslichkeit hätten, daß vorzüglich die Ehe die widersinnigste aller menschlichen Verbindungen sey. „Da liebt jeder nur sich selbst, sagte er, und verfolgt eigensinnig seine Meynungen, ohne Achtung für die Persönlichkeit des andern. Jeder will alles empfangen, und nichts dagegen leisten. Und wenn sie sich in diesen egoistischen Erwartungen betrogen sehen, toben sie gegen einander wie unsinnig; setzen jede Feinheit, jede Delicatesse aus den Augen, weil sie sich nicht aufs Leben genieren mögen. Jeder möchte dem andern einen Zaum anlegen, und ihn wie seine Pferde regieren. Von liebreicher Duldung menschlicher Schwachheiten, von gegenseitiger Schonung, von der Vorsicht, alles zu vermeiden, was dem andern unangenehm seyn kann, die den gesitteten Menschen characterisirt, — von allen

diesen geselligen Tugenden glauben die Eheleute sich lossagen zu können. Jeder will herrschen, und vergißt, daß nur die Vernunft herrschen soll; auch führen sie wohl die Vernunft im Munde, aber ihr unruhiges Toben zeigt, daß sie diese erhabne Kraft des Menschen nicht kennen, denn sie wirkt ruhig, und überläßt der Zeit, den Saamen zu befruchten, den sie aussäet."

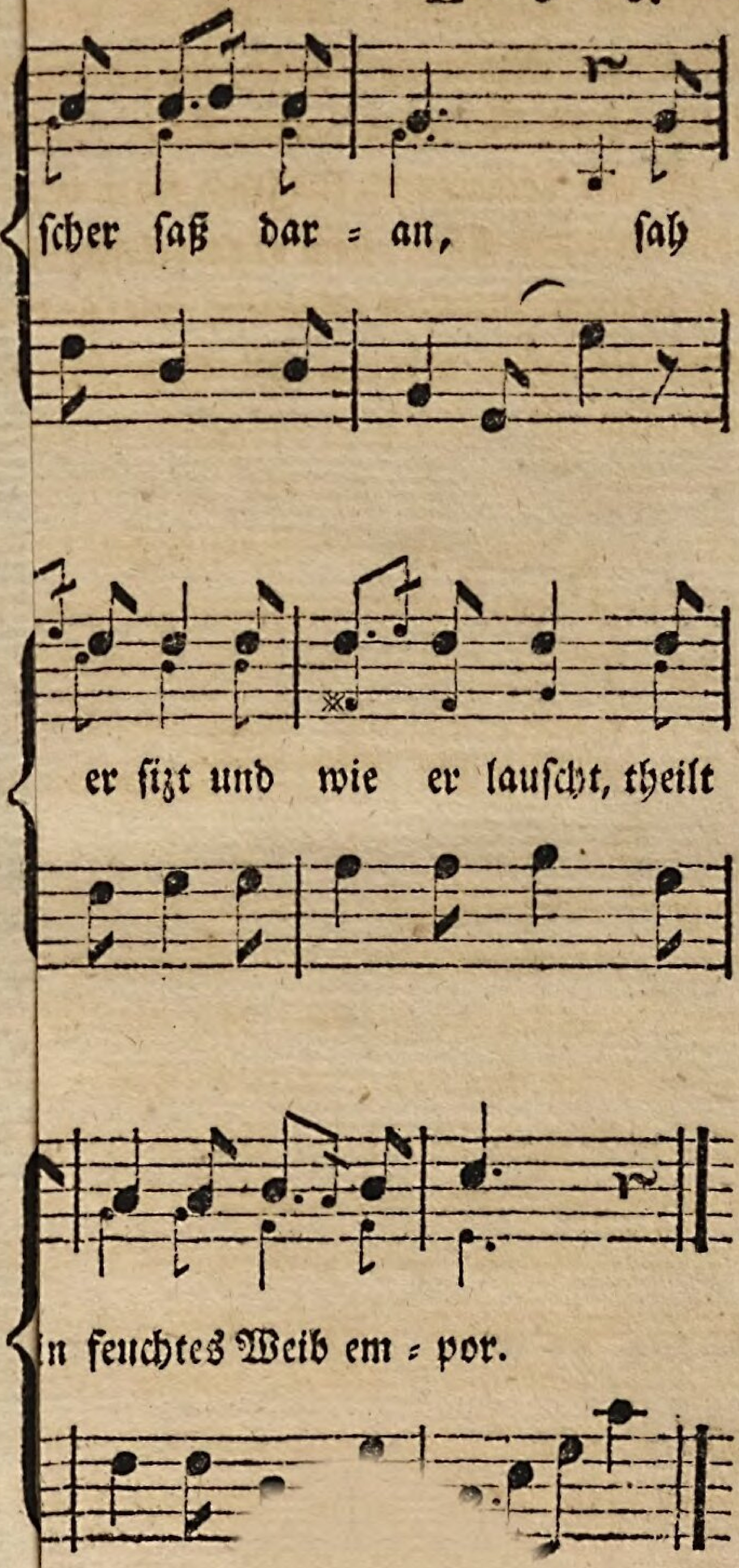
Er sprach dieses strenge Urtheil über die Ehe mit sichtbarer innerer Bewegung, mit so lebhaftem Nachdruck, daß Abilgard daraus schloß, der arme Mann möchte von dieser Seite wohl am meisten gelitten haben.

Da ihm nun, weder auf Nationen, noch in häuslichen Verhältnissen auf Einzelne, zu wirken möglich gewesen, so habe er sich zuletzt in einem einsamen Winkel der Erde von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, und im Studium der Wissenschaften sein einziges Glück gesucht. Aber auch hier habe ihm der pedantische Unsinn, womit geistlose Professoren die höchsten Schöpfungen des menschlichen Geistes verunstaltet haben, anfangs viele Leiden gemacht, bis er sich zuletzt eine eigne idealische Welt geschaffen, und in der freywillig

erwählten Täuschung, als lebe er unter dem kommenden Menschengeschlecht, die unumstößliche Ruhe seines Geistes gefunden habe. „So habe ich mir Staatsverfassungen, sagte er, Wissenschaften und Künste nach eignen Formen für das künftige Zeitalter ersonnen, wie sie das gegenwärtige nicht ahndet, und schwerlich verstehen würde.“

LB Cob

L - b - e.


scher saß dar = an, sah
er sizt und wie er lauscht, theilt
in feuchtes Weib em = por.

L.B.
Coburg

Landesbibliothek
Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindner, Friedrich Ludwig,

Wanderungen und Schicksale des Pater Abilgard

Bd.: 2

1798

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940770-9